Redaktion, Administration und Expedition: Poříč 7.
Telephon 4765.
Postsparkassakonto 90.129
Anonyme Einsendungen werden nicht berücksichtigt.
Manuskripte werden nicht zurückgegeben.
Unversiegelte Zeit ungs-Reklamationen sind p ortofrei.

Selbstwehr

Unabhängige jüdische Wochenschrift.

Erscheint jeden Freitag.
Abonnement mit Zustellung ins Haus oder Postzusendung: Ganzjährig K 8 — Für Deutschland Mk. 8·— Für das übrige Ausland 12 Frcs. oder 12 sh.
Einzelne Nummer 16 h.
Insertionspreis: Für die sechsmal gespaltene Petitzeile 20 h. Kleiner Anzeiger 16 h.
Inserate k nnen direkt oder in den Anno cen-Bureaux aller Länder aufgegeben werden.

Nr. 52. Prag, den 30. Dezember 1910. IV. Jahrgang.

☛ Die heutige Nummer ist 14 Seiten stark.

Vom Antisemitismus.

Die Zeit ist längst vorbei, die dem Antisemitismus ratlos gegenüberstand, verzweifelte Gesten der Abwehr machte, und auch die Zeit, die den Antisemitismus als die triftigste Begründung des Zionismus anzuführen wußte. Uns, die nicht mehr so peinlich aufmerksam darauf hören, was unsere Feinde von uns sagen, ist der Antisemitismus innerlich bedeutungsleer, da er keine lebendige Triebfeder unseres Denkens und Handelns ist. Wir sehen ihn, wir betrachten ihn als Erscheinung des äußeren Lebens; und gerade darum reizt es, noch einmal zu diesem Kapitel zu sprechen: kalten Blutes, ohne Erregung.

Wir wollen scheiden: Antisemitismus und antisemitische Bewegung. Unter „Antisemitismus" wollen wir verstehen: die Abneigung des nichtjüdischen (arischen) Menschen gegen den Menschen, der als Jude charakterisiert ist, und gegen die Gruppe dieser Menschen; dieser Antisemitismus ist zunächst nichts als eine psychische Disposition. Durch irgend einen Anstoß von außen wird der Antisemitismus zur Quelle der antisemitischen Bewegung, der Erscheinung im sozialen und politischen Leben, die sich gegen die Juden richtet. Der Antisemitismus ist die Folge der fundamentalen Verschiedenheit der seelischen und geistigen Anlagen bei Juden und Ariern, die eine qualitative Verschiedenheit aller Akte des inneren Erlebens, des Vorstellens, Denkens, Fühlens, Wollens bedingen. (Worin diese Verschiedenheit im einzelnen besteht und worauf sie zurückgeht, kann im Rahmen dieser Erörterung nicht gesagt werden und bleibt einer späteren Besprechung vorbehalten.) Und nicht etwa irgendwelche Eigenschaften, die aus den spezifischen Anlagen der Juden quellen, sind die Ursache des Antisemitismus, wie es z. B. oft von der wirtschaftlichen Ueberlegenheit behauptet wird, sondern die allgemeine Wesensverschiedenheit an sich; alles andere, das man als Ursache anzuführen pflegt, ist nur in einzelnen speziellen Fällen der Anlaß zum Auftreten der antisemitischen Bewegung. Den Ariern ist es ein Unmögliches, sich in jüdisches Denken einzudenken, jüdisches Wesen zu begreifen; sie werden instinktiv von einer Abneigung erfüllt gegen dieses lebendige Gespenst an ihrer Seite, dessen dämonisches Lächeln sie fort zu spüren glauben. Sie wollen sich das fremde Wesen erklären: das führt zu all den Rassentheorien, die, unter dem Mantel der Wissenschaft, vielleicht in gutem Glauben, die Inferiorität der jüdischen Rasse, die Minderwertigkeit des jüdischen Menschen, zu erweisen suchen. Ein großer, lebendiger Beweis dafür, wie jüdisches Denken von Ariern nicht erfaßt werden kann, ist die Religion. Als von allen nationalen Religionen des Altertums die des jüdischen Volkes allein bestand und von den anderen Völkern aufgenommen wurde, erfuhr sie eine so gewaltige Umgestaltung, daß das Wesentlichste verloren ging. Die Germanen, die eben noch ihren Wotan und Tor und die heilige Eiche gehabt hatten, konnten den abstrakten, absoluten Gottesbegriff, die Idee eines Gottes, der nichts ist als das regelnde Prinzip alles Geschehens und das Ideal jeglicher Vollkommenheit, nicht fassen, und — unwillkürlich — wurde der abstrakte Gottesbegriff versinnlicht und verlor sein charakteristischstes Merkmal. Ich fasse nochmals zusammen: Es besteht eine Kluft zwischen jüdischer und arischer Wesensart, die im Bewußtsein der Arier den Antisemitismus hervorruft.

Nun könnte man sagen: wenn dem so ist, so könnte der Antisemitismus nicht einseitig sein, sondern es müßte auf Seite der Juden ein analoges Gefühl, das sich gegen die Arier wendet, vorhanden sein. Wie ist da die Assimilationssucht der Juden zu erklären? Darauf ist zu antworten: Solange das Judentum stark war und einen positiven Inhalt gehabt hat, hatten auch die Juden eine dem Antisemitismu im Wesen (wenn auch nicht in den Aeußerungen) ganz analoge Abneigung gegen das Nichtjüdische. Als aber die Juden nach der Emanzipation mit einem Male auf den Schauplatz der Kulturen gestellt waren und vor sich das Leben und Treiben eines lebendigen Volkes sahen, das an der in historischer Kontinuität auf festem Grunde gewordenen Kultur weiterschuf und sich freudig entwickelte, da fühlten die bodenlosen Juden die ganze Tragik ihres Geschickes; die im Ghetto erstarrte Tradition verlor die Bedeutung und aus dem Gefühl der Verschiedenheit heraus erwuchs das Streben, dem frei sich entwickelnden Volke gleich zu werden: nicht als Volk gleich zu werden (wie wohl der richtigere Schluß gewesen wäre), sondern jeder einzelne wollte durch Eindringen in die fremde Volksgemeinschaft an deren Entwicklung Anteil bekommen. Infolge der inneren Haltlosigkeit des Judentums wurde also die Wirkung eine entgegengesetzte: Was vordem der Grund einer Abneigung gewesen war, wurde jetzt der Grund schwärmerischer Zuneigung. Das Ziel dieser Assimilationsbestrebungen war natürlich immer die Beseitigung der Kluft zwischen Juden und Ariern, d. h. die Beseitigung des Antisemitismus. Das jüdische Selbstbewußtsein war so schwach geworden, daß die Juden die antisemi-

Feuilleton.

(Nachdruck verboten.)

Der Bär.

Einer jüdischen Volkserzählung nachgebildet von

Siegfried Schmitz.

Vor vielen, vielen Jahren lebte in einer Stadt im fernsten Polen ein Jude, Reb Asriel mit Namen. Er war sehr reich, viele Pläne und Geschäfte drängten sich in seinem Geiste, viele Sorgen drückten seine Brust; und doch war sein Herz voll von Gottesliebe und nie vergaß er auch nur eine Guttat zur Verherrlichung Seines lieben Namens. Auch mitten im Werke der Geschäfte versäumte er es nie, Gott also zu ehren. Denn seine Seele wußte, die Guttaten Israels seien die unsichtbar-feste Kette, die das Volk mit seinem Herrn verbindet und Seine Herrlichkeit wie Gold und Demant strahlen läßt; und der Abglanz der Gottesherrlichkeit ruht auf Israel. Und Reb Asriel tat, was ihn seine Seele hieß, freudigen Herzens, und auch in fernsten Ländern tat er seine Werke zur Ehre Gottes und Israels.

Vor allem aber lag es Reb Asriel daran, den Sabbat zu begehen, wie Gott geboten, in feierfroher Ruhe. Denn in der Ruhe und Reine der Sabbatzeit ist es, da Gott bei Israel weilt und Israel bei Gott, da die Menschenseele in Gottes Nähe, in seinen Himmeln, sich badet im Tau des Gottesgeistes. Der Sabbat ist die Freude der Welt und deshalb verlangte Reb Asriels Seele stets in sorgender Freude danach, den Sabbat zu halten, frei von allem Werktagwirrwarr mit seinen Reisen und Plänen und Sorgen, freudvoll-feiernd im eigenen Hause. Und so tat es Reb Asriel stets.

Darum war Reb Asriel sehr bestürzt, als er einst am Donnerstag die Nachricht erhielt, er müsse sofort eine weite Reise antreten. Die Reise war unaufschiebbar. Asriels ganzes Vermögen stand auf dem Spiele, wenn er die Fahrt erst nach dem Sabbat antrat. Aber das Leid seiner Seele war groß; denn sie fürchtete um ihre freie Sabbatfreude. Und so nagte in ihm der Schmerz darob, vor dem Sabbattage sein Haus verlassen zu müssen. Doch da viel auf dem Spiele stand, war sein Sinn zwiespältig und er wußte nicht Rat seiner Not.

In dieser Bedrängnis ging nun Asriel zum Rabbi seiner Stadt, wie er es stets tat, wenn ein Zweifel in seiner Seele war. Der Rabbi, gesegnet sei sein Andenken, war ein wahrer Zaddik, eine Säule der Welt; auf seinen Rat baute Reb Asriel, trug ihm seine Sache vor und verriet ihm seine Seelenpein, dann fragte er ihn, was er tun solle.

Der Rabbi hörte ihn an, dachte lange nach und sprach dann: „Du sollst fahren, mein Sohn. Nimm drei Sabbatkuchen mit dir und Er, sein Name sei gepriesen, wird an dir Gutes tun. Reise glücklich!"

Asriel dankte dem Rabbi und ging heim mit leichter Seele. Er bereitete alles zur Reise, ließ drei Sabbatkuchen backen und packte sie zu seiner Zehrung. So fuhr er von dannen. Doch auf dem Wege ward sein Herz schwerer und schwerer und seine Gedanken weilten bald bei den Sorgen der Reise, bald bei der Sorge um den Sabbat. So achtete Reb Asriel nicht des Weges und nicht seines Pferdes. Der Abend dunkelte auf die Wege nieder, und so kam es, daß Reb Asriel, ohne es zu merken, vom Wege abirrte und in einen finsteren Wald geriet. Als er aus seinem Sinnen erwachte, merkte er erst, daß er sich verirrt hatte. Er wollte aus dem Walde herauskommen, doch vergeblich. Immer tiefer irrte er in den Wald und in die Nacht hinein. Der Morgen des Freitags kam; noch immer war kein Ende des Waldes, kein Weg und kein Steg zu sehen. Die Sonne überschritt den Mittag, die Schatten wurden länger, Reb Asriel irrte noch immer angstvoll im Walde umher. Zu der Angst gesellte sich noch der Kummer seiner Seele ob des nahenden Sabbats. Denn kein Ort zeigte sich, um den Sabbat dort würdig vorzubereiten und zu begehen, keine Höhle, kein Stein, wo Asriel schützende Ruhe gefunden hätte zur Gottesheiligung. Denn mitten im Walde wollte er den Sabbat nicht halten; wilde Tiere konnten ihn anfallen, und die stete Furcht vor ihnen, diese Lebenssorge hätte die Feierruhe seiner Seele geraubt und so den Sabbat verstört und entweiht.

Lange suchte Asriel mit bangem Herzen. Die letzten Strahlen der Sonne flirrten durch die dichten Stämme und goldeten sie zum Sabbatglanze. Da schimmerte ein Licht dem betrübten Wanderer entgegen. Hoffnungsfreudig ging er dem Lichtlein zu, und siehe, es war eine kleine Hütte. Darin stand eine alte Frau am Herd und bereitete ein Mahl. Reb Asriel trat ein und bat die Frau, sie möge ihm erlauben, die Nacht und den morgenden Tag hier zu weilen. „Ich will es Euch gut lohnen, wenn Ihr mich hier den Sabbat halten laßt. Ich habe mich mit Pferd und Wagen hier im Walde verirrt; doch der Sabbat bricht an und ich darf nicht weiterfahren. Ich will Euch keine Mühe machen, denn ich führe Zehrung mit mir, und viel Platz werde ich Euch auch nicht nehmen."

Die Frau willigte ein und führte Reb Asriel in ein großes, schönes Zimmer. „Hier könnt Ihr Eueren Sabbat halten; er möge Euch wohlbekommen!"

tischen Argumente gegen das Judentum in ihre Weltanschauung übernahmen, das Judentum als Schandfleck empfanden; die Juden glaubten selbst, daß sie als Juden minder (statt: anders) qualifiziert seien, und wenn sie das Judentum durch ein äußerliches Mittel, die Taufe, abzulegen trachteten, kann das nur so erklärlich sein, daß sie in der dadurch möglicheren Mischehe einen Weg zur Besserung für künftige Geschlechter sahen.

Wir sind heute schon so glücklich, die Assimilationsbestrebungen historisch betrachten zu können, was uns eine lange theoretische Ableitung erspart. Es hat sich gezeigt, daß überall dort, wo die Juden den Versuch gemacht oder das Verlangen gezeigt haben, ihre Eigenart abzulegen und in dem fremden Volke aufzugehen, das Bewußtsein der Verschiedenheit viel stärker wird; der Widerwille, die Juden aufzunehmen, kommt zum Ausdruck und es entstehen zur Abwehr der Assimilation die großen antisemitischen Bewegungen. Anderseits führt diese jüdische Selbstentäußerung zu einer (nicht ganz ungerechten) Verachtung des sich selbst verachtenden Juden und dadurch wird, wenn auch nicht die nationale, so die menschliche Kluft (und damit indirekt die nationale) vergrößert. Wir sehen hier den Weg, der zum Abgrund führt.

Wenn wir erkannt haben, daß der Antisemitismus ein Symptom des als realer Faktor wirksamen Unterschiedes zwischen jüdischer und arischer Art ist, dann müssen wir uns damit abfinden, daß der Antisemitismus nicht schwinden kann, solange die Juden in der Galuth sind, so wie der Unterschied nicht schwinden kann. Und jeder Jude, der in sich geht, wird das Schwinden der jüdischen Eigenart gar nicht wünschen; nicht nach dem Satze von den „saueren Trauben". Wenn wir in die Vergangenheit blicken, über die Zeit der Ghettodumpfheit hinaus, dann sehen wir eine Zeit, in der jüdisches Wesen die größten Werte gezeugt, die die Welt noch heute besitzt, und wenn wir die Elemente desselben jüdischen Wesens in uns finden, dann werden wir doch ein bißchen Selbstvertrauen gewinnen. Und wenn wir noch tiefer in uns dringen, und wenn wir uns als Juden ernst nehmen, nicht vom Standpunkt einer uns suggerierten Judentumsfeindschaft aus, sondern vom Standpunkt des Judentums, dann werden wir sogar finden, daß gerade das Beste in uns, der Kern unseres Ich, jüdisch ist: und wir werden Juden sein wollen.

Nicht aus Trotz gegen den Antisemitismus, der uns ja nur die Wahrheit sagt: Ihr seid Juden, und dann allerdings oft noch eine Schmähung hinzufügt. Aber wir können annehmen, daß, wenn wir uns frei als Juden nehmen, daß, wenn wir, gerade die Besten unter uns, uns frei als Juden bekennen, und wenn wir zeigen, daß gerade der rechte Jude auch frei, schöpferisch ist, diese Schmähung allmählich unterdrückt wird, vielleicht sich allmählich wandelt in den Ausdruck (kühler) Hochachtung. Das ist aber gar nicht das Wichtigste: Wir wollen jüdisch sein, unbekümmert um den Antisemitismus, und arbeiten, nicht „um den Antisemitismus abzuwehren", sondern um unser selbst willen, um das Jüdische in uns zur Entwicklung zu bringen und positive jüdische Kulturwerte neu zu schaffen.

Für das eine vielleicht können wir dem Antisemitismus dankbar sein: daß er so viele Juden erst auf ihre eigene Stellung aufmerksam machte, daß er sie dazu brachte, über sich selbst nachzudenken und ihre Pflichten dem Volke gegenüber und dem Volkstum in sich gegenüber zu erkennen. Wer so weit gekommen ist, ob mit oder ohne Antisemitismus, der wird wissen, was er „zur Abwehr des Antisemitismus" zu tun hat.

Neues Licht.

Wenn ein Volk oder ein einzelner den Blick zurückwendet zu seiner Vergangenheit, ist es immer ein Zeichen, daß etwas vorgeht. Ob es bloße Sehnsucht nach entschwundener Kraft, nach verblichenem Glanz und totem Ruhm ist, oder ob es ein verheißungsvolles Zeichen neuen Lebens ist, das in der Gegenwart noch nicht den richtigen Nährboden und Stützpunkt gefunden hat und für sich aus der Geschichte Ermutigung, Trost und Ansporn für noch ungewisse Regungen oder bestimmte Ziele schöpfen will, mag man nicht gleich entscheiden. Irgend ein feiner, zarter Bezug ist es oft, ein leiser oder heller Anklang, der uns der Stimme der Vergangenheit lauschen läßt, der uns zu ihr hinzieht oder sie uns nahebringt. Und so neu der Ruf in uns scheinen mag, so sehr er auch unser augenblickliches Leben aus seinen Fugen zu reißen, aus seinen Grundfesten zu heben scheint, in welchem Wirbel unerhörter Ereignisse wir uns fühlen mögen: ehe wir noch im sicheren Port einer neuen Zukunft uns ganz geborgen wissen, gibt uns schon jene Stimme der Vergangenheit den Mut und die Ausdauer, das Vertrauen und die Freude an der Arbeit, den begeisternden Sang für den Weg, den wir gehen wollen. Und wenn sich nicht gleich ein Weggefährte findet, und wenn sich noch rings um uns weite Einsamkeit dehnt, so steigt unsere Geschichte aus ihrem offenen Grabe heraus, hüllt sich ins festliche Gewand des Lebens und schreitet von neuem mit uns aus, Gefährte und Rivale zugleich, zum doppelten Wettlauf.

Das läßt alte Taten in unserer Erinnerung und alte Feste in unseren Gebräuchen immer wieder einmal zu neuer Bedeutung, in neuem, taufrischem Glanze auferstehen, die bis zu diesem Moment tot waren oder nur matt unser Bewußtsein erhellten.

Ein kräftiger, schaffender Geist, „der alte Wertwelten gestürzt hat", Nietzsche fand dafür wunderbare Worte: „Die Geschichte gehört dem Tätigen und Strebenden, sie gehört zweitens dem Bewahrenden und Verehrenden, dem der mit Treue und Liebe dorthin zurückblickt, woher er kommt, worin er geworden ist; durch diese Pietät trägt er gleichsam den Dank für sein Dasein ab. Indem er das von altersher Bestehende mit behutsamer Hand pflegt, will er die Bedingungen, unter denen er entstanden ist, für solche bewahren, welche nach ihm entstehen sollen, — und so dient er dem Leben. Der Besitz von „Urväter-Hausrat" verändert in einer solchen Seele seinen Begriff, denn sie wird vielmehr von ihm besessen.... Mitunter grüßt er selbst über weite verdunkelnde und verwirrende Jahrhunderte hinweg die Seele seines Volkes als seine Seele; ein Hindurchfühlen und Herausahnen, ein Wittern auf fast verlöschten Spuren, ein instinktives Richtiglesen der noch so überschriebenen Vergangenheit, ein rasches Verstehen der Palimpseste, ja Polypseste, das sind seine Gaben und Tugenden. Mit ihnen stand Goethe vor dem Denkmal Erwins von Steinbach... Ein solcher Sinn und Zug führte die Italiener der Renaissance und erweckte in ihren Dichtern den antiken, italischen Genius von neuem, zu einem „wundersamen Weiterklingen des uralten Saitenspiels", wie Jakob Burkhardt sagt...

Wie aber könnte die Historie dem Leben besser dienen als dadurch, daß sie auch minder begünstigte Geschlechter und Bevölkerungen an ihre Heimat und Heimatsitte anknüpft, seßhaft macht und sie abhält, nach dem Besseren in der Fremde herumzuschweifen und um dasselbe wetteifernd zu kämpfen. Mitunter sieht es wie Eigensinn und Unverstand aus, was den einzelnen an diese Gesellen und Umgebungen, an diese mühselige Gewohnheit, an diesen kahlen Bergrücken gleichsam festschraubt, — aber es

---

Voll Freude dankte ihr Reb Asriel, ging rasch vor das Haus, schirrte sein Pferd ab und gab ihm Futter; dann nahm er seinen Reisesack und ging in sein Zimmer. Und seine Seele war fröhlich, denn sie erwartete ihre Feierruhe; er dankte dem Herrn, der ihm seinen Sabbat nicht genommen, und sein Herz fühlte sich heute näher der Herrlichkeit denn je.

Plötzlich erscholl draußen ein schreckliches Singen und Johlen, ein Schreien und Fluchen. Reb Asriels Sinn ward verstört von dem, was sein Ohr vernahm. Und das Singen und Schreien vieler Stimmen kam näher und näher, und jetzt und jetzt war es im Hause. Nun vernahm der Erschrockene rauhe Stimmen, die riefen: „Frau Mutter! Holla! Wem gehört Wagen und Pferd vor unserer Tür?"

Und die Alte antwortete: „Freut Euch, Kerle! Uns ist ein Gimpel ins Garn gegangen. Im Walde hat sich ein Jude, ein reicher Kaufmann, verirrt. Unser Glück und seines hat ihn hergeführt. Er will hier seinen Sabbat halten. Esset erst Euer Abendbrot und dann könnt Ihr ihn leichter machen."

„Sehr gut, Alte! Wir wollen ihm seinen Sabbat gesegnen!" rief die Bande und stürmte in Asriels Zimmer.

„He, Jude! Her mit deinem Gelde und mach' dich fertig, noch jetzt in den Himmel zu fahren, wenn du auch am Sabbat nicht fahren darfst. Bis wir gegessen haben, muß dein Geld auf dem Tisch liegen, und dann bist du abgetan. Verstanden?"

Der Schreck lähmte Asriels Sinne; endlich faßte er sich und sagte: „Ich bin in Euerer Gewalt, tut mit mir, was Ihr wollt. Nur eines erbitte ich von Euch: laßt mich nur den Sabbat überleben! Ich entrinne Euch ja nicht und Ihr kommt noch zeitig genug zu meinem Besitz. Mir aber laßt Zeit, an meine Uebeltaten und Guttaten zu denken und meine Seele zu reinigen am Sabbat. Ich will nicht mit unreiner Seele von hinnen gehen."

Die Räuber wollten erst nicht einwilligen. Doch Reb Asriel weinte, flehte und beschwor so rührend-innig, daß die Räuber es ihm gewährten. Sie gingen hinaus und kamen gleich wieder zurück; einer führte an einer Kette einen großen Bären. Als Asriel den sah, erfaßte ihn Todesschrecken. „Das ist dein Wächter," sagten die Räuber zu ihm und gingen hinaus. Einer rief dem Bären noch zu: „Gib wohl acht auf den Mann!"

Draußen lärmten und johlten die Räuber beim Mahle, in seinem Zimmer saß Reb Asriel traurig und niedergeschlagen. Er schluchzte und jammerte herzzerreißend, da er an sein schreckliches Ende dachte. „Das ist mein Sabbat, die Freude meiner Seele!" war sein bitterer Gedanke. Doch nach und nach beruhigte sich seine Seele, denn sie gedachte ihres Dienstes für die Heiligung des Sabbats. Sie fühlte, wie alles gottnäher wurde, und drängte zum Dienst. Und Asriel kam ab von seinen düsteren Gedanken, das Licht des Sabbats ergoß sich in ihn und die Sabbatherzensfreude ließ seine Stimme hell ertönen zur Begrüßung der bräutlichen Gottesvereinigung. Und in seinem Abendgebet lag Hithlahaboth, die inbrünstige Sehnsucht nach der Gottesnähe, die beseligende Freude weihevollen Aufstieges. Alle Erdenpein war vergessen und starken Herzens setzte er sich zum Mahle, dem Mahle des Eingangs, nachdem er sich gewaschen und den Kiddusch gemacht. Wohl war ihm nicht zum Essen zumute, aber er aß; denn das erste Mahl beim Sabbateingang ist das Bindemahl mit der Sabbatfreude. Und die Sabbatfreude ergriff Asriels Herz und stark und voll sang er die Semiroth.

Indes stand der Bär lauschend in einem Winkel und wandte kein Auge von Reb Asriel. Da nahm Asriel ein Stück Sabbatkuchen und Fleisch und reichte es seinem unheimlichen Wächter. Der aber nahm es nicht. Reb Asriel sprach das Nachtgebet und legte sich zur Ruhe. Doch der Schlaf floh ihn; denn seine Seele war kummervoll ob des Schicksals der Seinen. Dann dachte er an sich, an sein ganzes Leben und seine Taten und da fiel ihm das jähe, nahe Ende ein. Und ruhelos wälzte er sich auf seinem Lager.

Der Morgen kam, ein strahlender Sabbatmorgen. Reb Asriel erhob sich, sprach das Morgengebet und die Ruhe des Sabbats kehrte ein in seine Seele. Die Zeit des zweiten Mahles kam, des Mahles der Reine, zu genießen die Harmonie der Ruhe und Reinheit. Wieder machte Asriel Kiddusch und aß zu Ehren der Reinheit der Welt mehr, denn aus Hunger; wieder reichte er dem Bären ein Stück Kuchen und Fleisch. Doch der Bär nahm es wieder nicht. Dann setzte sich Reb Asriel zur Thora und lernte eifrig. Seine Gedanken wurden erhellt vom Lichte der Lehre, seine Seele erfaßte mit wonniger Inbrunst die göttlichen Heimlichkeiten der Thora, und die Kawwana kam über ihn und führte ihn in die höchsten Höhen der Gottesnähe.

So war der Tag schnell und freudvoll vergangen. Die Dämmerung war da, der Glanz des Lichtes verlosch allmählich in der Welt. Reb Asriel gewahrte es und schwer drückte ihn die Nähe des Endes. Er dachte daran, wie Weib und Kind in Not und Elend bleiben würden — denn fast sein ganzes Vermögen hatte er auf diese Reise mitgenommen; der Schmerz trieb

ist der heilsamste und der Gesamtheit förderlichste Unverstand: wie jeder weiß, der sich die furchtbaren Wirkungen abenteuernder Auswandererlust, etwa gar bei ganzen Volksschwärmen, deutlich gemacht oder der den Zustand eines Volkes in der Nähe sieht, das die Treue gegen seine Vorzeit verloren hat und einem rastlosen kosmopolitischen Wählen und Suchen nach Neuem und immer Neuem preisgegeben ist."

Klingt das nicht gerade, als sähe er dabei die Juden seiner Zeit vor sich, denen sein Mitleid und nicht zuletzt sein Spott gilt; und als hätte er dem neuen Judentum, das stolz und vertrauensvoll auf seine Vergangenheit und seine Zukunft schaut, damit einen mächtigen Wiegegesang gedichtet und ihm Leben und Zukunft verkündet?

Mit sehenden und doch wiederum so blinden Augen war das Judentum vor seinem eigenen Grabe gestanden. Es starrte hinein, noch schwankend zwischen Tod und Leben. Und es gab welche, es gab viele, die den Tod wollten, und es gab andere, die mochten nicht sterben und fanden doch nicht den Weg zum Leben. Ein Geschlecht um das andere stand da, ohne Ziel, ohne Weg. Bis es licht wurde in den Augen, bis es warm wurde im Herzen von manchen und eine lebendige Zukunft und eine lebendige Vergangenheit vor den Blicken aufstieg.

Der Bann der Assimilation war gebrochen. Ihre Zeit war um. Kein Spott soll in diesen Worten liegen. Denn die Assimilation hatte ihre Zeit bei den Juden, wie sie ein jedes andere Volk hatte, das heute lebt oder nicht mehr ist; *ihre* Zeit, weil sie darin notwendig war wie das Brot zur Ernährung des Körpers. Sie mußte kommen, als die ureigene geistige Kraft versagte und die Juden mit einer momentan stärkeren, lebensfrischeren Kultur vertraut wurden. In der tauchten sie unter und sie gab ihnen von ihren Schätzen, soviel sie aufzunehmen vermochten. Und sie statteten ihren Dank ab, indem sie sich als würdige Eigentümer des erworbenen Gutes zeigten und mit der erneuten Schaffenskraft und -Lust es mit Zinsen zurückerstatteten. Diesem starken Reiz des Schönen, Lebensfrischen, im Wachsen Begriffenen, in dem jeder seine eigene Person bereichert, sich wachsen fühlte, wodurch er sein Dasein ausgefüllt sah, diesem natürlichen Reiz gegenüber vermochten die Bemühungen der Reformrabbiner nicht zu begegnen, dadurch, daß sie Konzessionen machten, daß sie einem alten, durch Unverständnis mürben, farb- und glanzlos gewordenen Körper das Gewand der Gegenwart umhängten, vermochten nicht, ihnen das wirkliche, ewige Leben darin zu zeigen oder gar, was hier wie immer von größter Bedeutung ist, es ihnen zu geben. Die Sehnsucht nach freier Entwicklung wurde nur immer größer und alles Alte und Eigene schien nur eine Fessel zu sein. Sich vom Alten lossagen, schien schon Befreiung, barg schon den Glanz und Trost der Zukunft in sich: bald geistig, bald materiell, bald sozial, bald in allem zusammen.

In dieser Sehnsucht lag aber auch schon ihr Uebermaß, in dem der Jude die natürlichen Hemmungen im kulturellen Leben spürte und sie doch nicht gelten lassen wollte, in dem er den Widerstand des Volkes, innerhalb dessen er lebte, mit dem Aufgebot all seiner Kräfte und oft mit Aufgabe all seiner eigenen Tugenden zu brechen versuchte; als er jene Mahnung, die ihn bald direkt, bald indirekt, an seine in seiner Vergangenheit begründete Eigenart und an seine Geschichte erinnerte, nicht mehr hören wollte und damit in einen, in der Wirkung ähnlichen tragischen Fall geriet wie jene Juden, die vor dieser Assimilationsepoche ihr ganzes Leben auf den Boden der Geschichte, der Vergangenheit stellten und sie mit demselben Uebermaß über sich herrschen ließen und sie götzenhaft anbeteten, wie der sogenannte moderne Jude das Fremde. Dieser mißachtete oder erkannte nicht jenes Gesetz, das Nietzsche im Leben eines jeden Volkes als herrschend erkennt: „Jedes Lebendige kann nur innerhalb eines Horizontes gesund, stark und fruchtbar werden. Ist es unvermögend, einen Horizont um sich zu ziehen, und zu selbstisch wiederum, innerhalb des Fremden den eigenen Blick einzuschließen, so siecht es matt oder überhastig zu zeitigem Untergang dahin."

Dieses Uebermaß nun, das nicht den Boden wiederfand und erkannte, auf dem auch Nietzsche die gesunde, förderliche Entwicklung des Volkes wie des einzelnen basierend sieht, brachte in den Juden das Zerrissene, das Halt- und Ziellose, in dem er sich unseren Augen darbietet. Aber so mußte daraus ebenso auch wieder die Sehnsucht aufsteigen nach einer neuen Befreiung, die wieder zum Leben führt, zu einem gesunden, kräftigen, wenn auch diesmal zum eigenen Leben; die eine werktätige Zukunft heraufführt, doch eine, die die Vergangenheit achtet, in ihr die Wurzeln ihres Lebens fühlt und sucht. Es mußte eine Zeit kommen, wo der Jude seinen Dank an den Fremden nicht mit dessen Geld abzustatten gedrängt wurde, sondern durch Werte und Werke eigener Prägung, die ihn Assimilation und eigene Vergangenheit gelehrt haben.

Herzl war der Sonnenaufgang für diese neue Zeit, dem im Osten und Westen schon vorher die Morgenröte vorangegangen war, in dem Suchen und Ahnen anderer Geister, denen derselbe Tag der Zukunft dämmerte. Mit ihm, mit Pinsker, mit Achad Haam hat das Judentum wieder den Weg der Tat beschritten. Allen leuchtete vorerst nur der Zukunftsstern, der Heimat heißt, und die Machtmittel, die uns modernes Denken und Wissen gegeben haben, sollten den Weg dahin schlagen. Bahnbrecher waren sie. Wie etwas Unerhörtes stand das Neue vor ihren und unseren Augen, verlockend, aufwühlend, treibend und doch noch überhangen mit den Schleiern der Zukunft, zeitweiliger Zweifel.

Da stieg das Bild der Vergangenheit auf, in einzelnen Lichtfunken, die sich immer mehr und mehr zum Bilde einer Sonne zusammenschließen, das das Dunkel, das über uns, unsere Vergangenheit und unsere Zukunft noch gebreitet liegt, verscheucht, das unser Herz doppelt stark, unsere Augen von doppeltem Schauen und Drängen weit, offen und leuchtend macht.

Indem wir der Zukunft, dem kommenden Leben ins Auge schauen, indem wir es aufbauen, entsiegelt sich das vorher geschlossene Buch unserer Vergangenheit und diese wieder gibt uns Ansporn und Trost für unseren Weg, so steinig und dornig er auch sein mag.

Darum dürfen und wollen wir mitten in unserer Arbeit Feste feiern und mitten im Vorwärtsdringen nach rückwärts schauen. Kein Ausruhen, kein Stillestehen, kein Rückwärtsschauen soll es bedeuten. Es soll immer ein Tag sein einer neuen Auferstehung, immer wieder soll ein neuer Funke ins bereite Herz aufsteigen, das ihn pflege und groß werden lasse zur Flamme, aus der das neue Kunstwerk, das neue Leben sich erheben soll.

Was heute Asche scheint, war einst ein glühendes Meer, war *ein* schaffendes Feuer. Die Bibel kündet es als Ganzes und jedes einzelne in ihr gibt davon Zeugnis. Hier sehen wir die Blüte des Ringens eines Volkes um sein Menschentum, das es vom Tiere zum Göttlichen emporführen wollte, das dem Geist darum die Herrschaft über den Körper und über den ganzen Menschen zugestand und trotzdem den Sinnen ihr Recht wahrte und in ihrer Gesundheit die Schaffenskraft des Geistes ruhen fühlte. Aber heilig sollt ihr mir sein, ein Volk von Priestern. Hier liegt das Agens der Entwicklung des Judentums, im Feuergeist seiner Bekenner. Wer spürte ihn nicht in seinen Propheten und in den Männern nicht, die dem Feste dieser Woche den Namen geben, den Makkabäern? Wer spürte ihn nicht in allen großen Männern des Judentums bis auf unsere Zeit, und glimmt er nicht noch heute, gedämmt,

---

ihm die Tränen in die Augen. Das nahe Ende war ihm schrecklich. Kein ehrlich Grab sollte er haben; am Lösungstage konnte er nicht nach Erez Israel kommen. Kein Kaddisch, keine Träne sollte in sein Grab dringen. Und darob jammerte und klagte er laut. Mit schmerzendem Sinn sagte er das Minchagebet.

Die Zeit des dritten Mahles war da, des Mahles der Seelenfreude an der Gottesnähe, das Mahl der höchsten Stufe. Asriels Seele ahnte die erhabene Höhe der Gottseligkeit und wurde ruhig. Reb Asriel wusch sich und aß. Auch diesmal reichte er dem Bären ein Stück Kuchen und Fleisch und war sehr verwundert, als der Bär es gierig aufschnappte und mit Wohlbehagen verzehrte, als hätte er lange gehungert. Reb Asriel betete das Abendgebet und sagte nachher Tillim. Die Unruhe seines Herzens war groß, denn jeden Augenblick konnten die Räuber eintreten und ihr blutiges Werk verrichten. Ruhelos ging Reb Asriel im Zimmer auf und ab. Da gewahrte er, daß der Bär ihm stets folgte, aber nicht mehr, wie früher, auf jede Bewegung bösgrimmig lauerte, sondern wie ein treuer Hund ihm nachging. Da faßte Reb Asriels Herz Mut; er ging zur Tür und öffnete sie ein wenig. Der Bär folgte ihm, tat ihm aber nichts zuleide. Reb Asriel wurde dreister; er trat in die zweite Stube. Die Räuber waren nicht zu Hause, die Alte fort, das Zimmer war leer. Freude erfüllte Reb Asriels Herz. Er trat in sein Zimmer zurück, der Bär hinter ihm. Die Sonne sank. Reb Asriel machte die Hawdalah und lobte Gottes Güte. Dann raffte er seine Habe, die ihm die Räuber genommen hatten, zusammen und auch das Gold, das sie zusammengetragen hatten, und trat auf den Hof. Dort stand sein Pferd; das fütterte und tränkte er und bereitete alles zur Fahrt. Der Bär aber wich keinen Schritt von ihm, sondernt rabte stets hinter ihm drein. Auch als sich Reb Asriel in den Wagen setzte und drauflosfuhr, trabte der Bär nebenher.

Reb Asriel war etwa eine Meile vom Hause der Räuber entfernt, da hörte er wieder das Schreien und Johlen, das ihn gestern so erschreckt. Er wollte ausweichen, doch es war zu spät. Die Räuber hatten ihn erblickt und stürmten zornentbrannt auf ihn los mit gezückten Messern; schon glaubte er, sein Ende sei da. Doch da stürzte der Bär auf die Gesellen los und zerfleischte sie.

Asriel war außer sich vor Freude über die wunderbare Rettung und dankte mit Tränen in den Augen seinem Schöpfer dafür. Als er seiner Bewegung Herr wurde, fuhr er weiter. Der Bär blieb ihm stets zur Seite und begleitete ihn unermüdlich die ganze Nacht hindurch. Am nächsten Morgen fand Reb Asriel wieder den rechten Weg aus dem Walde heraus und wandte sich frohen Herzens heimwärts. Er sah schon die Häuser seiner Stadt und die Freude ließ sein Herz höher schlagen. Dankbar sah er sich nach dem treuen Retter um, aber der war nicht mehr an seiner Seite. Reb Asriel wandte sich um und suchte auf dem Wege, wo der Bär geblieben. Da fand er ihn mitten am Wege tot liegen. Dankbaren Herzens wollte er seinen Beschützer nicht sich im Staube wälzen lassen; er grub ihm ein Grab und verscharrte ihn. Dann wendete er und kam bald glücklich in seine Heimatstadt.

Am Tore stand der Rabbi der Stadt, als erwartete er jemand. Und wie Reb Asriel ankam, begrüßte er ihn freundlich, sah ihn prüfend an und fragte: „Hast du deine Reise wohl vollendet, Reb Asriel?"

„Rabbi! In großer Gefahr hat Gott Wunder an mir getan!" antwortete Asriel und erzählte dem Rabbi, was er erlebt hatte.

Und der Rabbi sprach mit freundlichem Ernst: „Siehe, Reb Asriel, du warst ausersehen, eine herrliche Guttat zu tun, und darum befahl ich dir, die drei Sabbatkuchen mitzunehmen. In dem Bären, der dich rettete, wohnte die Seele eines Juden; in den Leib ds Bären war sie gebannt zur Strafe dafür, daß der Jude den Sabbat nicht gehalten hatte. Er hatte sich nie um den Sabbat gekümmert und darum erfühlte er nie seine Herrlichkeit. Seine Seele lechzte aber danach und konnte nicht eingehen in die Herrlichkeit Gottes, ehe sie nicht des Menschen höchste Sabbatheiligkeit erfühlt. Und deine freudig-reine Sabbatheiligung selbst in höchster Not hat der Seele die Ruhe gebracht. Die Sehnsuchtgebannte erhob sich mitfühlend mit dem Dienste deiner Seele bis in die höchsten Höhen der beseligenden Gottnähe am Sabbatausgang. Und darum konnte der Bär auch erst das dritte Mahl mit dir teilen. Denn beim ersten, dem Mahle des Eingangs zur Sabbatfreude, bebte die bange Seele noch nach den ungekannten Freuden; auch das zweite Mahl war der Gebannten noch versagt, denn sie strebte über die Ruhe und Reine empor. Erst das dritte Mahl, das Seelenmahl, gab der Sehnsüchtigen alles, nachdem du sie die Kawwana hast miterfühlen lassen. Die reine Gottesfreude kam über sie und sie war erlöst zur Gottesnähe. Darum fandest du dann den Bären tot. Und du tatest recht, daß du ihn bestattet. Dein Werk war gut!"

Reb Asriel und die Seinen lebten noch lange Jahre glücklich und zufrieden.

verdunkelt, ist es nicht er, der die Juden noch heute eins sein läßt?

Die Zeit hat alles zu Asche werden lassen, wir aber wollen in ihrem Glimmen die einstige Kraft wieder erschauen und erkennen und an ihr unsere eigene nähren. Der große flammende Geist, der jene beseelte, der der kleinen Schar der Makkabäer den Mut gab, trotz Verrates inmitten des eigenen Volkes, sich der Uebermacht entgegenzustellen, der Mut der Wahrhaftigkeit, das Vertrauen auf ihren Sieg, der Feuergeist, der immer das Große will und schafft, der wird immer von neuem das Geschenk sein, das uns die Ahnen geben, wenn wir ihrer voll Liebe und Verehrung gedenken. Dann schreiten wir im Wogen ihres Gesanges aus, zum Wettlauf um die Siegespalme, um die Zukunft, um das Leben.

Oswald Löbl.

Die jüdischen Studentenkorporationen in Österreich.

In der letzten Nummer brachten wir die Ausführungen des Prä identen des Zionistischen Zentralkomitees für Westösterreich, Adolf Böhm (Wien), über die Aufgaben unserer Studentenschaft. Mit voller Berechtigung wurde von Böhm der Nachdruck auf die innere Erziehung gelegt. Als Ergänzung seiner Worte sei diesmal eine Uebersicht über die österreichischen Studentenkorporationen gebracht, der zu entnehmen ist, wie organisationsfreudig die Studenten in der zionistischen Bewegung Oesterreichs sind. Der Zionismus und die jüdischnationale Bewegung Westeuropas haben ja ihre ersten größeren Organisationserfolge in Oesterreich und hier wieder besonders unter der Studentenschaft zu verzeichnen gehabt. Oesterreich ist auch heute noch das Land der zahlreichsten jüdischen Studentenkorporationen, von denen die meisten zionistisch oder jüdischnational sind. Die zionistischen sind natürlich im Verband der zionistischen Landesorganisation oder Föderation. Untereinander haben sie keine allgemeine gemeinsame Organisation; verschiedene Korporationen stehen im Kartellverhältnis miteinander, so die jüdischnationalen Verbindungen in Prag; einzelne „Lese- und Redehallen jüdischer Studenten“ umfassen, wie in Prag, neben der „Finkenschaft“ eine größere Zahl inkorporierter Studentenkorporationen. Ueber ganz Oesterreich erstreckt sich der „Verband zionistischer Studentenkorporationen Oesterreichs“, dem die durch Sperrdruck hervorgehobenen 23 Korporationen angehören. Seit seiner im Jahre 1903 erfolgten Gründung ist seine Präsidialkorporation der „Verein jüdischer Hochschüler Bar Kochba in Prag“. Die Cheiruth-Vereine sind poalezionistisch.

Neunundsiebzig Studentenkorporationen sind im folgenden nach Orten geordnet; assimilatorische und reine Wohltätigkeitsvereine gehören natürlich nicht her.

Prag: Verein jüdischer Hochschüler Bar Kochba; Jüd.-nat. akad.-techn. Verbindung Barissia; Spol. žid. akad. Theodor Herzl; Jüd.-nat. akad.-techn. Verbindung Jordania; Lese- und Redehalle der jüdischen Studenten. Karlsbad: Jüdisch-akademischer Klub. Pilsen: Ferialklub jüdischer Akademiker. Wien: Die jüdisch-akademischen Verbindungen: Kadimah, Unitas, Ivria, Libanonia, Makkabäa, Zephirah; Bar Kochba, Vereinigung zion. Hochschüler aus Galizien; Theodor Herzl, Verein zion. Studenten; Bar Giora, Vereinigung jüd. Hochschüler aus den südslawischen Ländern; Jordania, Vereinigung jüd. Hochschüler aus der Bukowina; Leo Pinsker, jüdisch-akademischer Verein; Theologia, Verein der jüd. Hochschüler an der theolog. Lehranstalt; Erez Israel; Judäa, Vereinigung zion. Hochschüler; Esperanza, akad. Verein der spanischen Juden in Wien; Jüdische Kultur, jüd.-akad. Verein; Cheiruth, jüd.-akad. Verein; Hat'chijah, akad. Vereinigung jüd. Hochschüler zur Pflege der jüd. Sprache und Kultur; Lese- und Redehalle jüd. Hochschüler in Wien; Verband der jüd.-nat. Finken an den Wiener Hochschulen; die Fachvereine: Jüd.-akad. Juristenverein, Jüd.-akad. Philosophenverein, Verein jüdischer Veterinärmediziner. Graz: Charitas und Makkabäa. Brünn: Jüd.-akad. Verbindung Veritas; Lese- und Redehalle jüdischer Hochschüler. Olmütz: Geullah. Die jüd.-akad. Ferialverbindungen: Emunah in Bielitz; Hasmonäa in Iglau; Massadah in Prerau; Gamalah und Hatikwah in Göding; Achiwah in Ungarisch-Hradisch; Hermonia in Gaya; Massadah in Mähr.-Weißkirchen; Hessianah in Mährisch-Ostrau; Ossid in Kremsier; Hasmonäa in Friedek; Lätitia in Boskowitz; Hatikwah in Lundenburg; Zephirah in Holleschau; Ferialverein jüd. Hochschüler Giskalah in Proßnitz; Jüdisch-akademischer Ferialklub in Teschen. Krakau: Hasmonäa. Lemberg: Zion.-akad. Verband Judäa; Jüd.-akad. Verbindung Emunah; Przedwit Haschachar; akademische Verbindung Hasmonäa; Makkabäa; Heatid; Cheiruth, jüd.-akad. Verein. Czernowitz: Hasmonäa; Zephirah; Jüd.-akademischer Verein Emunah; Hebronia; Jüd.-akad. Kulturverein. Stanislau: Bar Kochba, jüd.-akad. Verbindung; Giskalah, jüd.-akad. Verbindung. Tarnopol: Bar Kochba; Libanonia. Tarnow: Bar Kochba. Drohobycz: Makkabäa. Suczawa: Tikwah. Stryi: Veritas; Emunah. Kolomea: Hatikwah. Przemysl: Agudath Herzl. Radautz: Chermonia. Brody: Techijah. Buczacz: Bar Kochba. Jaroslau: Swit Haschachar. Sereth: Makkabäa.

Mit dieser Nummer beendet die

„Selbstwehr“

Unabhängige jüdische Wochenschrift

ihren vierten Jahrgang.

Vier Jahre eines ununterbrochenen Kampfes für die ungehemmte, freie Entwicklung des jüdischen Volkes — vier Jahre des Kampfes gegen Böswilligkeit und Judenhaß, gegen Antisemitismus nationaler, konfessioneller und wirtschaftlicher Färbung — vier Jahre des Ansturmes auf das einschlafende jüdische Bewußtsein der in ihrem festen Bestande gefährdeten Judenheit Böhmens — vier Jahre ununterbrochener Anstrengung, alles Lebendige in Judentum zu erfassen und einem wachsenden Abonnentenkreis zum unentbehrlichen Bedürfnis zu machen — vier Jahre der Abwehr aller zersetzenden und zerstörenden Tendenzen, vier Jahre des Eintretens für alles Einigende, Vergangenheitsstolze, Gegenwartsfreudige und Zukunftschaffende im Judentum — das sind Jahre, die doppelt und dreifach gezählt werden müssen.

Diese vier Jahre haben bewiesen, daß die Erhaltnng und Entwicklung der Selbstwehr ein dringendes Bedürfnis der Judenschaft Böhmens ist, der gesamteu Judenschaft und nicht etwa nur einer Partei oder einzelner Gruppen. Wer fühlt und erkennt, in welch' schwerer Übergangszeit das jüdische Volk überall und nicht zuletzt in Böhmen um seine Existenzbedingungen ringt, wie wichtig es ist, jeden Einzelnen, jede Familie und jede größere Gemeinschaft im ununterbrochenen, starken Zusammenhang mit dem jüdischen Leben zu erhalten, — wird es längst gewürdigt haben, daß es keine schönere, keine dankbarere, aber auch keine wichtigere und unabweislichere Pflicht geben kann, als

die Unterstützung der jüdischen Presse,
die Unterstützung der „Selbstwehr“,

die das Organ der böhmisehen Judenschaft ist, die unabhängig und doch sich der jüdischen Oeffentlichkeit verantwortlich fühlend, nur **ein** Interesse kennt:

dem jüdischen Volke zu dienen,
das jüdische Leben zu fördern.

Und wenn nun die Selbstwehr in das fünfte Jahr ihres Bestehens eintritt, so kann sie diesmal mit der größten Zuversicht, daß sie gehört werde, den Appell an alle Juden Böhmens richten, ihr gern und opferfreudig Beistand zu leisten. Noch lange aber dürfen wir mit der Entwicklung nicht zufrieden sein. Schwere wirtschaftliche Krisen bedrohen immer wieder auch in unserem Lande die Mehrzahl der jüdischen Bevölkerung; noch immer ist es erst ein Teil der Judenschaft, der die Verderblichkeit der Assimilationsbestrebungen, der die Schädlichkeit der politischen Handlangerdienste im Solde anderer Nationen erkannt hat; noch ist jüdisches Selbstbewußtsein und jüdischer Stolz etwas Neues und nicht Selbstverständliches; die Jugend ist noch nicht alt genug, unsere Alten sind manchmal nicht mehr jung genug, als daß alle Sorgen verscheucht werden könnten: **darum ist die Selbstwehr notwendiger denn je.**

Aber sie findet auch Anerkennung und Förderung. Langsam, doch sicher wächst die Zahl der Abonnenten. Und umso wirkungsvoller und energischer kann die Selbstwehr die Sache des jüdischen Volkes, der böhmischen Judenschaft vetreten, je größer die Zahl derer ist, die für sie eintreten, sie stützen und fördern.

Es ist ein **Gebot der Selbsterhaltung** für die Juden Böhmens, sich in der Selbstwehr ein immer bereites Organ zu schaffen.

Die Selbstwehr wird ihren fünften Jahrgang mit einer weitern Ausgestaltung beginnen. Ein weiter Stab von Mitarbeitern hat sich in der letzen Zeit der Redaktion an die Seite gestellt. Das Programm ist das alte; seine Durchführung aber soll immer besser und wirkungsvoller gestaltet werden.

Die Selbstwehr fordert alle bewußten Juden auf, ihr zur Erreichung des Zieles behilflich zu sein: das Blatt zu sein

des jüdischen Volkes und besonders der Judenschaft Böhmens, aber nicht weniger auch des einzehen Juden und seiner Familie.

*

Der Theoretiker.*)

Mit Vergnügen ersehe ich aus den vielen, meinem Aufsatze in Nr. 49 der „Selbstwehr“ („Ueber die Assimilation der Juden“) zuteil gewordenen Entgegnungen, daß ich theoretisch genug war, um in jeder Richtung Anstoß zu erregen; denn meine Parteifreunde, die Zionisten, haben sich mit demselben Eifer auf mich gestürzt wie meine sehr geehrten Gegner, die Assimilanten. Und es ist ganz wichtig, daß sowohl die einen als auch die anderen einen und denselben Passus in meinem Aufsatze angegriffen haben, obzwar ich davor eine Warnungstafel aufstellte; ich sagte: „so paradox es klingen mag.“ Aber alle sind dieser Paradoxie zum Opfer gefallen (um nicht zu sagen: aufgesessen).

Ich wagte zu behaupten: „So paradox es klingen mag, ist doch der jüdische Nationalismus allein geeignet, eine völlige und gesunde Assimilation herbeizuführen.“ Aha, sagt da mein verehrter Gegner, der Assimilant, da sieht man das Eselsohr unter dem Löwenfell (wenn er kein Assimilant wäre, hätte er vielleicht gesagt: das koschere Chaserfüßel). Also er will national sein, um sich zu assimilieren. Da ist er also eigentlich auch ein Assimilant, nur auf dem Wege des Nationalismus. Und da sieht man überhaupt die Gesinnung eines solchen Zionisten, und so weiter. Aber dieser verehrte Gegner hat geglaubt, ich bin ein so schlechter Theoretiker, wie er ein guter Assimilant; o nein, als tüchtiger Theoretiker habe ich eine Menge Gründe und Beweise gegen ihn in der Tasche. Erstens also sind wir Zionisten keine Schwärmer und Ideologen, sondern ruhige, praktische Leute, und geben wenig für eine solche Gesinnung, die keinen Wert in der wirklichen Welt hat. Was unsere wahre, ehrliche Meinung ist, sagen wir ohne jede Rücksicht weder auf Juden noch auf Christen. Nicht die Gesinnung ist uns die Hauptsache, sondern die Wahrheit.

Die Wahrheit aber ist, daß das, was ich theoretisch über den Wert des Nationalismus für die Assimilation gesagt habe, einzig und allein eben für diesen verehrten Assimilanten bestimmt war und ihm sagen mußte: Wenn Sie schon glauben, daß Assimilation sein muß und daß die Assimilation die wahre Lösung ist, dann geht's doch nicht mit Ihrer Methode, sondern, wenn es geht, geht es nur, wenn Sie ehrlich sein und sich zu Ihrem Volke bekennen wollen.

In Wirklichkeit aber — wenn ich jetzt aus den Höhen der reinen Theorie zu den Niederungen der gemeinen Wirklichkeit herabsteigen will — in Wirklichkeit wird, selbst auf dem Wege des Nationalismus, die Assimilation nie allgemein werden und die Judenfrage lösen. Und das muß ich auch den Zionisten, die mir erwidert haben, sagen. Ich habe die Möglichkeit einer gewissen Assimilation, in gewissen Grenzen und durch das Uebergangsstadium des Nationalismus, theoretisch zugegeben. Aber versprechen möchte ich mir davon wenig oder nichts. Denn erstens sind die Teile der Westjuden, die in größeren Mengen beisammen wohnen, eben durch das jüdische Milieu, das sie umgibt, an der Assimilation sehr gehindert; zweitens wird der bessere Teil der Westjuden, wenn er nur einmal national wird — und das müssen alle, und ehrlich — soviel Schönes und Zukunftsfrohes im Judentum finden, daß er der Assimilation die stärkste Gegenwehr entgegensetzen wird. Dann aber würde, selbst wenn das alles nichts bedeuten sollte, auch eine völlige Assimilation der Westjuden die Judenfrage noch lange nicht lösen, denn unaufhörlich, unaufhaltsam

* Auf den Aufsatz „Über die Assimilation der Juden“ in Nr. 49 sind der Redaktion von zionistischer und assimilatorischer Seite mehrere Zuschriften zugekommen, deren Inhalt aus der vorliegenden Antwort des Theoretikers wohl zu ersehen ist. Wir we den eventuell weitere Zuschriften aus unserem Leserkreise — auch solche assimilatorischer Tendenz — gern veröffentlichen, wenn sie formell in Ordnung sind.

Für unsere Frauen

30. Dezember 1910. — Beilage zur „Selbstwehr“. — I. Jahrgang. Nr. 3.

Oekonomie im Haushalt.

Die Kunst, sich den Verhältnissen anzupassen, mit Wenigem auszureichen, zu sparen, ohne zu entbehren, ist in unserer Zeit des raffinierten Genußlebens, der Selbstüberschätzung den meisten abhanden gekommen. Die überall ausgegebene Parole, „standesgemäß aufzutreten“, verführt zu allerhand törichten, ganz unberechtigten und unnötigen Ausgaben, die mit dem oft recht karg bemessenen Budget nicht in Einklang zu bringen sind. Vergebens haben Nationalökonomen und Volksfreunde die Mahnung ausgesprochen, zur Einfachheit zurückzukehren, zu bedenken, daß die menschliche Kraft sich schnell abnützt, daß man nicht für den Moment leben dürfe, sondern an Alter, Krankheit, Erwerbslosigkeit denken, mit allen Faktoren rechnen müsse, die erhöhte, unvorhergesehene, aber dennoch unabweisbare notwendige Ausgaben bedingen.

Die Mehrzahl der Menschen, selbst der einsichtsvolleren, lebt gedankenlos in den Tag hinein, von Oekonomie im Haushalte keine Spur, wie unsicher auch die Existenz, wie prekär auch die Aussicht auf eine bessere Zukunft sein mag.

Der Mann nimmt zumeist Anstand, der Frau die rechte Klarheit über seine Verhältnisse zu geben, schildert ihr selbst in ernsten Zeiten alles im rosigsten Lichte, das gute Frauchen lebt gedankenlos in den Tag hinein, sieht nichts oder will nichts sehen, ist glücklich, wenn sie nur standesgemäß Toilette machen, ihr Haus führen — repräsentieren kann. Doch der Ernst des Lebens tritt gar oft mit zwingender Gewalt an die Ahnungslose heran. Im Nu zerfallen dann die goldenen Luftschlösser, die sie gebaut. Nun heißt es, sich den Verhältnissen anpassen, sparen, berechnen, einteilen, mit Wenigem viel erreichen, der Oekonomie im Haushalt zur Geltung verhelfen. Das „Wie“ ist den verwöhnten, an kein ernstes Denken gewöhnten, wirklicher Tätigkeit entfremdeten Frauen oft recht schwer; indes das Leben ist ein strenger Mentor und verlangt, daß man sich seinen Diktaten unbedingt füge. Da gilt es zunächst, Ausgaben zu vermeiden, die man ehedem für unumgänglich notwendig hielt, auf Vergnügungen zu verzichten, die man mit seinem Lebensinhalt identifiziert und last not least die seither nutzlos vergeudete Zeit verwerten! Es gibt Frauen, die im angeborenen Pflichtgefühl sehr leicht den veränderten Verhältnissen Rechnung zu tragen verstehen, andere wieder, die in kindlicher Unbeholfenheit nicht aus noch ein wissen, ihr Unglück beklagen, den Mut völlig sinken lassen und dadurch dem ohnehin in derartigen Lebenslagen arg herabgestimmten Mann eine wahre Last werden.

Wo Mann und Frau einander gleich bei Eingehen der Ehe mit Wahrheit begegnen, einig in dem Bestreben, den Verhältnissen entsprechend zu leben, die Ausgaben beraten, wird, selbst bei geringem Einkommen, jene Ordnung und Behaglichkeit im Haushalte Platz greifen, die der Ausgangspunkt wahren Familienglückes sind. Letzteres ist aber nicht denkbar, wo die Verhältnisse nicht geordnet, die Ausgaben größer als die Einnahmen sind. Da legt gar bald die Sorge die eiskalte Hand auf die glühendste Liebe, da tritt das Gespenst der Not in das mit allem Komfort ausgestattete Heim und läßt Stück für Stück den Weg ins Leihamt finden. Die Prosa des Lebens erstickt zumeist jede ideale Auffassung, erkaltet nur zu oft die brennendste Liebe, ertötet weihevolle Regung. Tausende und Abertausende führen, von Not und Sorgen gedrückt, derart ein Leben, das kaum menschenwürdig genannt werden kann. Und doch! Wie leicht wäre es ihnen in etlichen Epochen ihres Daseins gewesen, sich über sich selbst zu erheben, der Sorgen ledig zu werden, in neue Bahnen einzulenken, einen Notgroschen zurückzulegen.

Unsummen gehen jahrein, jahraus durch die Hände der Frauen und werden in vollständiger Unkenntnis ihres Wertes verausgabt. Gedankenlos wird noch in unzähligen Haushaltungen, in denen man sich die Ergebnisse der modernen Wissenschaft nicht nutzbar zu machen versteht, dahin gewirtschaftet. Man vergißt, daß unsere Zeit andere Anforderungen an Zeit und Arbeitskraft stellt, daß die Frau nicht mehr wie ehedem ihr Vergnügen darin finden darf, den Vormittag am Herde zu verbringen, daß sie bedacht sein muß, „Time is money“ — ihre Zeit zu verwerten, daß fernerhin unser bleichsüchtiges, entnervtes Geschlecht einer kräftigen Nahrung bedarf, einer Nahrung, die nicht nur den Magen füllt, sondern ihm gerade die Stoffe zuführt, die sich leicht und schnell verdauen lassen, eine gute Blutbildung bewirken und zur Erhaltung und Kräftigung des Organismus beitragen.

Die Oekonomie der Küche ist unendlich vielen Frauen noch ein Buch mit sieben Siegeln. Verstünden sie es, den Kochprozeß rationell zu überwachen, bei der Wahl der Speisen, die auf den Tisch kommen, darauf Bedacht zu nehmen, daß all das, was die Ernährung fördert, in richtiger Mischung in den Topf kommt — wahrlich, das ganze Heer der Magenkranken, der Bleichen und Entkräfteten würde schwinden, man würde teure Aerzte und Apothekerrechnungen, Badereisen und Brunnenkuren ersparen und sich gesund und glücklich fühlen, ledig aller Schmerzen, die oft nur durch eine unzweckmäßige Kost hervorgerufen werden.

Es gibt Familien, in denen der Hausarzt eine ganz unbekannte Größe ist, andere, in denen er jahrein, jahraus zu tun hat. Ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich behaupte, daß in den letzteren die Hausfrau entweder wenig von Küchenchemie versteht oder sich wenig um den Kochprozeß kümmert, daß aber in den Familien, in denen man den Hausarzt nicht kennt, das Gegenteil der Fall ist.

Kranksein kostet viel Geld, raubt Zeit, verstimmt, altert. Wer sich auf die rechte Oekonomie im Haushalte versteht, darf nicht nur dabei verharren, sich zu einem Spargenie auszubilden. Wichtiger als die Kunst des Sparens ist die Kunst, sich und den Seinigen jenen undefinierbaren wertvollen Schatz zu erhalten, den wir Gesundheit nennen. Gesundheit ist die Quelle alles Segens, echter Schaffensfreudigkeit, froher Laune, gedeihlichen Wirkens.

Jene Summen, die zur Erhaltung und Kräftigung der Gesundheit ausgegeben werden, sind nie verloren. Es ist eine ganz falsche Oekonomie, da Entsagung zu üben, wo es gilt, Körper und Geist zu kräftigen. Jedes Lebensjahr, das sich der strebende Mensch erhält, ist ein Kapital. Das Lebenslicht erlischt gar oft nur zu schnell; die Flamme will genährt und unterhalten sein, so auch die Lebenskraft. Wir hören oft, daß Leute, die es dem Anscheine nach gar nicht nötig haben, Gebirgsreisen machen, auf dem Lande, an der See leben, Bäder besuchen usw., doch würden wir sehr fehlgehen, wollten wir danach urteilen, daß sie mit der Oekonomie auf gespanntem Fuße leben. Sie gehen im Gegenteil sehr ökonomisch zu Werke, wohl wissend, daß, was sie für Erhaltung ihrer Gesundheit ausgeben, zehnfach Zinsen trägt und ihnen Jahre echten Glückes und Wohlseins sichert.

Viel, sehr viel liegt, wo es sich um die ökonomische Richtung im Haushalte handelt, in den Händen der Frau. Sie kann mit Wenigem viel erreichen, kann, wenn sie das Wenige stets

Des Lebens wechselvolles Spiel.

Original-Roman von Ida Barber.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

III.

Der Bräutigam.

Wie erstaunt war Leah, als sie des anderen Tages nach dem Gottesdienste den Vater mit Dr. Lehmer das Haus betreten sah.

Sie war wie mit Blut übergossen und flüchtete sich, um in diesem Zustande hochgradiger Erregung von Lehmer nicht gesehen zu werden, in das an den Salon anstoßende Kabinett, das von dem ersteren nur durch eine Portiere getrennt war.

Von hier sah sie, wie die beiden Männer auf dem Sofa Platz nahmen, sie hörte jedes Wort der Unterhaltung und hoch klopfte ihr Herz, als sie den Vater jetzt sagen hörte: „Ich habe Sie gebeten, Herr Doktor, mit mir zu kommen, weil ich mir Ihren Rat und Ihre Mitwirkung in einer sehr ernsten Angelegenheit erbitten will. — Meine Leah ist jetzt achtzehn Jahre alt, sie hat verschiedene Anträge, die sehr annehmbar sind, weist jedoch alle energisch zurück! Sie hatten zur Zeit, als sie noch Ihre Schülerin war, einen großen Einfluß auf sie. Würden Sie es unternehmen, dem Kinde auch heute noch seine Pflichten klar zu machen, ihr ein wenig ins Gewissen zu reden und dahin zu wirken, daß sie dem Wunsche der Eltern folgt?“

„Verlangen Sie nichts Unmögliches von mir,“ sagte Dr. Lehmer auffallend ernst; „Ihre Leah hat einen so gereiften Verstand, einen so klaren Blick, daß Sie sie getrost sich selbst ihren Zukünftigen wählen lassen können. Soweit ich sie kenne, wird ihre Wahl nie auf einen Unwürdigen fallen!“

„Ich hätte wahrlich von Ihrer Freundschaft erwartet,“ sagte anscheinend verstimmt Leo Braun; „daß Sie es wenigstens versuchen, dem Mädchen den Standpunkt klar zu machen. Sie hat zu Ihnen ein unbedingtes Vertrauen, ist Ihnen noch heute wie damals, als Sie sie unterrichteten, mit unbedingter Anhänglichkeit ergeben, ich zweifle nicht, daß Ihre Worte Eindruck auf sie machen werden!“

„Noch einmal bitte ich Sie,“ sagte erregt Dr. Lehmer, „erlassen Sie mir diese Unterredung! In jedem anderen Falle stehe ich gerne zu Diensten, doch —“ Er hielt inne, offenbar fürchtend, seine Selbstbeherrschung zu verlieren.

„Nun, so werde ich Leah zwingen, morgen Ephraim Schlenger das Jawort zu geben,“ sagte Leo Braun, einen Ernst annehmend, der ihm vollständig fremd war.

„Ihm, ihm wollten Sie Ihre Leah geben!“ rief Dr. Lehmer erbleichend aus. „O, versündigen Sie sich nicht!“ rief er bittend, seine Hände ergreifend. „Ihm, diesem elenden, jeder besseren Regung baren Geldmenschen, wollten Sie die schönste Rose an Judas Stamm, ihm wollten Sie Ihre Leah zum Weibe geben?“

„O Dank, tausend Dank, Doktor für dieses Wort,“ rief Leah, jetzt hocherregt vortretend. — „Ich glaubte das Unheil schon abgewendet und sehe nun, daß der Vater, der sonst so verständige, gute Vater, in diesem Punkte keine Einsicht kennt und mich zwingen will —“ Tränen entströmten unaufhaltsam ihren Augen, sie konnte nicht vollenden.

„Weinen Sie nicht, Leah,“ sagte Dr. Lehmer tieferregt; und ohne daß er es selbst wußte, setzte er hinzu: „Mein Herzblut gäbe ich hin, könnte ich Sie glücklich sehen! Sie glauben, ahnen nicht, wie sehr ich all die herrlichen Eigenschaften Ihres Geistes und Herzens schätze; glücklich der Mann, der ein solches Weib dereinst sein eigen nennt; indes, gerade weil Sie Ihren eigenen Wert haben, bleiben Sie standhaft.“

„Meinen Wert?“ unterbrach Leah ungläubig; „der ist wohl nur gering, aber daß ich es offen sage, ich bin mir — ja, Ihre Worte geben mir den Mut, es auszusprechen — der Liebe zu einem edlen, guten Menschen bewußt, weiß, daß ich nicht ohne ihn leben kann und deshalb, Doktor, bin ich in Konflikt mit meinen Eltern.“

„Und darf ich wissen, Leah,“ fragte Doktor Lehmer bebend, „wo jener Mann ist, dem — dem Sie einen Platz in Ihrem Herzen —“

„Das fragen Sie, Doktor?“ unterbrach Leah, während Tränen in ihre Augen traten.

Der Doktor kämpfte einen gewaltigen Kampf; am liebsten hätte er das Mädchen augenblicklich in seine Arme geschlossen, doch die

richtig und zweckentsprechend verwertet, Glück und Segen den Ihrigen sichern, im entgegengesetzten Falle aber den Ruin der Familie herbeiführen.

Nur zu oft hören wir von Bankerotten, Defraudationen, von Selbstmorden und Geistesstörungen, die dadurch eingetreten sind, daß man der Oekonomie im Haushalte nicht die rechte Pflege zuwandte. — Sparen, ohne zu entbehren, genießen, ohne zu verschwenden, ist eine große Kunst, die, richtig geübt, mehr wert ist als ein ansehnliches Kapital, und deren Studium all denen empfohlen sei, die die ihnen gegönnte Spanne Zeit in rechter Weise sich und den Ihrigen zum Segen ausleben wollen.

Hausfrau und Gesinde.

Es ist das ewig alte, neue, in allen Tonarten gesungene und nie zum Verstummen zu bringende Lied, das, obschon von vielen wegen seiner Trivialität gemieden, doch stets von neuem erklingt und sich eine Art Existenzberechtigung in der Frauenwelt erworben hat. Sind denn, fragen wir uns einmal gewissenhaft, unsere Dienstboten gar so unbrauchbar und unzuverlässig, wie so manche Hausfrau im Unmut geneigt ist, sie darzustellen?

Wohl treten viele ohne Vorkenntnisse in den Dienst, doch bringen sie nur guten Willen mit, so ist es, falls die Hausfrau Zeit und gleichfalls guten Willen hat, sie zu leiten, leicht, aus einem unwissenden Mädchen ein solches heranzubilden, das für den betreffenden Haushalt paßt. Schwieriger ist die Sachlage, wenn die Frau verhindert oder nicht gesonnen ist, sich eingehend um ihre Wirtschaft zu kümmern. Das Dienstmädchen soll da oft die gute Fee des Hauses sein, kochen, waschen, bügeln, die Kinder beaufsichtigen können, wohl auch ausbessern, Gänge besorgen usw. Das „Mädchen für alles" ist in den seltensten Fällen den Anforderungen entsprechend, die man an dasselbe zu stellen berechtigt wäre. Kann sie wirklich „alles" leisten, so ist sie gewöhnlich anspruchsvoll, rechthaberisch. Im Gefühle ihrer Wichtigkeit droht sie der Hausfrau, wann immer ein Disput eintritt — und dies ist leider nicht selten — mit Kündigung, kommen die Trinkgelder und Geschenke nicht in der erhofften Fülle, so kündigt sie in der Tat; die Hausfrau hat das Vergnügen, eine Zweite zu engagieren, eine Dritte und Vierte, die womöglich alle nicht passen, weil die Arbeit zu viel, der Lohn zu gering, der Kaffee zu dünn, Mittagessen zu einfach, und was dergleichen Fatalitäten mehr sind.

Die Arbeitsteilung will auf einen bescheidenen Haushalt nicht immer passen. Das eine Mädchen, das „alles" machen soll, wird, wenn es nicht von der Hausfrau unterstützt wird, alles nicht recht machen. Anstatt nun, wenn die Verhältnisse es gestatten, die Arbeit zu teilen oder im gegebenen Falle ein richtig vorgebildetes Mädchen zu engagieren, das sich über seine Befähigung ausweisen kann, unter guter Leitung eine gute Arbeitsschule durchgemacht hat, wechselt man tapfer darauf los, alle vierzehn Tage, alle vier Wochen, nimmt man ein anderes Dienstmädchen, immer in der Hoffnung, das rechte werde sich finden. Aber es findet sich nicht; die Wirtschaft geht zurück, die Kinder werden vernachlässigt, die Hausfrau verstimmt, der Mann geht, um ihre ewigen Lamentationen nicht zu hören, ins Gasthaus, die Gemütlichkeit ist gestört, es gibt Vorwürfe, Anklagen, und das alles hat nicht etwa mit ihrem Singen die Loreley, sondern mit ihrem steten Wechseln die Hausfrau getan, die nicht einsehen will, daß es nur von einer anderen Organisation abhängt, ihrem Hause Ordnung, Frieden und jenes stille Glück zu sichern, in dem sich jeder behaglich fühlt.

„Eine andere Organisation?" höre ich die verehrte Leserin fragen.

Sind manche Frauen nicht darauf angewiesen, von einem Mädchen alles zu verlangen? Die eine, die richtig vorgebildet ist, wird alles leisten, zur Zeit fertig sein, Ordnung halten können. Diejenige aber, die nichts Rechtes gelernt hat, die nur von Haus zu Haus wandert, um überall nach kurzer Zeit expediert zu werden, kann und wird in diesem Falle nie genügen.

So wie der Knabe, der die Schule verläßt, sei es nun, daß er Schlosser, Schuhmacher, Glaser oder was immer werden will, eine Lehrzeit durchmachen muß, so soll und muß auch das Mädchen, das als Dienende in ein Haus eintritt, zu diesem Zwecke vorbereitet werden. Sie muß etwas können, muß an Ordnung, Reinlichkeit, Sittsamkeit und Pflichttreue gewöhnt sein, etwas von der Kinderpflege, vom Ausbessern der Wäsche und Kleider verstehen; ihre Begriffe von Unordnung und Gehorsam müssen geregelt sein, dann wird sie in jedem Hause sich nützlich machen und ihren Platz Jahre hindurch behaupten können, sich selbst zur Freude, dem Hause zum Segen.

Wo aber finden wir diese Idealmädchen? Nicht in den sogenannten Dienstvermittlungsbureaux, nicht bei den Zubringerinnen, nicht nach Zeitungsannoncen. — Ihrer sind leider heute sehr wenige im Verhältnis zu dem enormen Bedarf vorhanden, und diese wenigen, die in richtig geleiteten Dienstbotenschulen, wie sie übrigens nur in wenigen Städten existieren, ausgebildet wurden, werden, wenn sie ausgelernt haben, weggekapert oder nur an sogenannte Protektionsdamen vergeben. Das Gros der Hausfrauen muß sich nach wie vor, da man nicht genügende Dienstbotenschulen hat, mit unzuverlässigen, weil unvorbereiteten Mädchen begnügen.

Wien, Berlin, Hamburg haben bereits seit Jahren ihre Dienstbotenschulen.

Da indes einige von der Pietismusblässe angekränkelt sind, die dort unterrichteten Mädchen der Frömmelei zugeführt werden, hat sich in gewissen Kreisen eine Abneigung gegen die in den Dienstbotenschulen vorbereiteten Mädchen geltend gemacht. Sache der Hausfrau, namentlich der Hausfrauenvereine, wäre es aber, solche Anstalten zu gründen, die sich selbst überwachen, in denen sie bewährte Kräfte anstellen, die ihnen eine Garantie dafür bieten, daß die Mädchen richtig geleitet werden. Die Dienstbotenmisere wird nur dann schwinden, wenn man sich in allen Kreisen dieser Auffassung zuneigt. Solange man noch an gänzlich kenntnislose, oft sogar von auf Abwegen befindlichen Eltern erzogene oder unerzogene Geschöpfe die Anforderungen stellt, die man sich nach heutigen Begriffen zu stellen berechtigt hält, müssen ganz naturgemäß jene Momente zutage treten, die die Hausführung so empfindlich schädigen.

Wir verlangen von dem 15- bis 16jährigen Mädchen, das wir zur Wartung unseres Kindes aufnehmen, daß es dasselbe versorge, es reinige, ihm die Nahrung beibringe, ohne uns zu fragen: Hat denn auch dieses Mädchen einen Begriff von Kinderpflege? Voraussichtlich wird es den Kinderwagen über stolperiges Straßenpflaster rasseln lassen, wodurch das Gehör des Kindes erschüttert wird, es wird ihm Milch reichen, die bereits einen Beigeschmack von Säure hat, die kalt oder geronnen ist, wird das Kleine auch einmal aus dem Wagen oder vom Schoße fallen lassen usw. Lebenslänglich haben wir dann unsere Unvorsichtigkeit zu beklagen und sehen zu spät ein, daß wir unser Teuerstes gewissenlosen Händen anvertraut haben. Nicht allein das Mädchen ist schuld, wenn irgend ein Unglück eintritt, wir sind es, da wir in unverantwortlichem Leichtsinn, vielleicht um monatlich ein Geringes zu sparen, das wir zehnfach für Modetand und Flitter ausgeben, eine sogenannte „Billige" gemietet, während uns doch unser gesunder Verstand sagen sollte, daß gerade in diesem Falle billig nie mit zuverlässig identisch ist.

Wie bei der Kinderpflege, so zeigt es sich auch in Küchenangelegenheiten, daß die unvorbereiteten und billig zu habenden Mädchen oft die teuersten sind. Ist denn die Speisebereitung, die Ernährung der Familie gar so leicht zu bewerkstelligen, daß wir sie der ersten besten Dorfmagd übertragen dürfen? Mit der richtigen Speisebereitung hängt die Gesundheit der Familienmitglieder auf das innigste zusammen. Das Kochen will erlernt und geübt sein, es ist keine mechanische Tätigkeit, sondern bedingt Kenntnisse, die oft nur der gebildeten Hausfrau eigen sind. Die Küche ist, wie Klenke sehr richtig sagt, das chemische Laboratorium der Frau, in dem sie denkend, vorsichtig mischend, alles genau überwachend, zum Wohle der Ihrigen wirken sollte. — Und kann sie es selbst nicht, sei es, daß sie durch Krankheit, Beruf, gesellschaftliche Rücksichten oder aus was immer für Ursachen verhindert ist, so wähle sie ein erprobtes Mädchen, das für ihr Fach die geeigneten Vorkenntnisse mitbringt.

Fachschulen, in denen die Mädchen aus dem Volke zu brauchbaren Dienstmädchen herangebildet werden, sind uns ein dringendes Bedürfnis. Das Dienen und all die Obliegenheiten, die wir von der Dienerin verlangen, wollen erlernt werden. Vielleicht geben diese Zeilen Anregung, eine Frage näher ins Auge zu fassen, die für die Hausfrauen wie das Gesinde von größter Tragweite ist. J. B.

Soll ich heiraten?

Von Ida Barber.

Liebe Mutter!

Wiederholt schreibst Du, daß es Dein Wunsch ist, ich möchte die Feiertage in Prag zubringen und Laura näher treten. So gern ich sonst Deine Wünsche erfülle, diesmal wird es mir recht schwer.

Lauras Eltern haben mich dringend eingeladen, zu kommen; ich weiß, was solch eine Einladung bedeutet. Ihr habt Laura, als Ihr sie in Ems kennen lerntet, in Euer Herz geschlossen, mir ist sie noch eine Fremde; ich kenne

---

Stimme der Pflicht gebot ihm, sich zu beherrschen. Jetzt, da sein Blick auf Leo Braun fiel, und er die Tränen der Rührung im Auge des alten Mannes sah, verstand er alles; mit wahrem Ungestüm stürzte er auf Leah zu, preßte sie mit langverhaltener Inbrunst an das hochklopfende Herz und rief, daß es laut hinschallte: „Leah, meine Leah!"

Wie betäubt lag sie noch in seinen Armen, als jetzt, durch den Freudenschrei herbeigelockt, auch die Mutter hinzukam.

„So gebe Euch Gott seinen Segen," sagte gerührt Frau Rosa, und die Tochter an sich ziehend, küßte sie sie innig und sprach: „Mögest du das Glück in deinem Hause dereinst finden, das mir in dem meinigen durch deinen guten Vater geworden!"

„Ja, er ist gut!" rief Leah, unter Freudentränen lächelnd. „Vergib mir, Vater," sprach sie, ihm beide Hände entgegenstreckend, „daß ich vorhin nur einen Augenblick glauben konnte, du wolltest wirklich —"

„So hast du mein Spiel durchschaut?" fragte Leo Braun, die Tochter an sein Herz ziehend. „Ja, ich verstehe es, auch ich bin einmal unter die Schauspieler gegangen, weil ich mein armes Kind nicht länger leiden sehen konnte; nun sage mir, habe ich meine Rolle gut gespielt?"

Doktor Lehmer wie Leah hielten den alten Mann innig umschlungen. Er fühlte ihre Herzen an dem seinigen schlagen und war hochbeglückt, zwei Seelen, die er füreinander geschaffen wähnte, einander zugeführt zu haben.

IV.

Der Brautstand.

Vier Monate waren seitdem vergangen; Leah hatte jeden Tag Gelegenheit, dem himmlischen Vater von neuem für ihr Glück zu danken.

Zwischen ihr und dem Erwählten ihres Herzens gab es nicht etwa jene kleinen Eifersüchteleien und Mißverständnisse, die gar oft den Brautstand trüben; wie er in ihr, sah sie in ihm das Ideal aller Vollkommenheiten.

Auf die üblichen, alle Morgen sich erneuernden kostspieligen Brautbuketts und sonstigen luxuriösen Geschenke hatte Leah freiwillig verzichtet; ihr genügte es, wenn Lehmer ihr früh eine selbstgepflückte Blume brachte.

Bescheiden und voll Würde in ihrem äußeren Auftreten, war Leah auch ihrem inneren Wesen nach geeignet, als Gattin eines Rabbiners die ihr zukommende Stellung auszufüllen.

Ihre Freundinnen wunderten sich wohl, weshalb sie, die als einzige Tochter eines wohlhabenden Mannes Ansprüche auf Komfort und Luxus hätte machen können, so einfach auftrete, in der Wahl ihrer dereinstigen Wohnungseinrichtung so überaus bescheiden sei.

Ihre Cousine Thekla Horn, die vor einem halben Jahre geheiratet, hatte noch vor der Verlobung beansprucht, daß ihr Verlobter sich verpflichte, ihr Salon, Speise-, Wohn- und Schlafzimmer einzurichten, ein elegantes Boudoir, daß er eine Loge im Theater halte, jährlich Reisen mit ihr mache und dergleichen mehr.

Ueber all das war zwischen Lehmer und seiner Braut nie ein Wort gefallen.

Lehmer hatte nie nach Leahs Mitgift gefragt, und als Braun kurz vor der Hochzeit anfing, die dereinste Wohnung des jungen Paares einzurichten, überließ ihm Dr. Lehmer das Arrangement, bat jedoch um die Erlaubnis, die Einrichtung selbst bezahlen zu dürfen, da es ihm Freude mache, seine junge Frau in das von ihm geschaffene Heim zu führen. Leah fand das ganz in der Ordnung, und um ihrem Bräutigam die Freude zu ermöglichen, alles aus seinem selbst erworbenen Gelde anschaffen zu können, verzichtete sie, da die von Lehmer ersparte Summe keine große Eleganz gestattete, gern auf manch schönes Ausstattungsstück, das ihr der Vater mit Freuden bewilligt hätte.

„Er hat recht," sagte sie. „Es ist des Mannes unwürdig, alles aus der Hand der Eltern anzunehmen. Mit dem, was er mir bietet, werde ich glücklich sein; ich habe nie begreifen können, wie so viele junge Frauen nur dann eine angenehme Häuslichkeit zu haben wähnen, wenn sie auf eine Reihe elegant ausgestatteter Zimmer hinweisen können, die den Neid ihrer Gefährtinnen erregen."

Als Lehmer seine Braut einst aufforderte, mit ihm zu einem Juwelier zu kommen, um dort den Hochzeitsschmuck auszusuchen, war es das erstemal, daß Leah ihm nicht willfahrte.

(Fortsetzung folgt.)

sie nicht, weiß nicht, ob sie sympathisch ist, bin vorsichtig, weil ich die Konsequenzen ziehe. Laura will — wie alle achtzehnjährigen Mädchen — geheiratet sein. Kommt ein junger Mann ins Haus, der eine Stellung einnimmt, sonst nicht gerade unmanierlich ist, gleich sieht man in ihm einen Freier; ein harmloser Verkehr ist ganz unmöglich. Man gibt sich nicht, wie man ist, sondern raspelt Süßholz, bemüht sich, alle Unebenheiten zu glätten, lernt einander nie kennen, wie es, falls wirklich eine Verbindung fürs Leben versucht werden soll, nötig ist, ich bin ein abgesagter Feind solcher Besuche, die auf eine Heirat abzielen, und so leid es mir tut, kann ich diesmal, liebe Mutter, Deinen Wunsch nicht erfüllen.

Ich habe mich auch mit Onkel Alfred brieflich über diesen Fall unterhalten; er schreibt mir: „Bleibe ledig! ledig! ledig!"

Was kann den Onkel, der doch in glücklicher Ehe mit seiner Frau lebt und liebe, gute Kinder hat, zu diesem Mahnruf bewogen haben? Ich denke darüber nach und komme zu dem Entschluß, einstweilen alle Heiratsprojekte zu vertagen, den in Prag geplanten Besuch abzusagen.

Laura soll ja, wie Ihr mir sagt, lieb und gut sein, aber von meiner Zukünftigen verlange ich mehr. Ich kann mich nicht mit dem Gedanken befreunden, lebenslänglich an ein Wesen gefesselt zu sein, das mir nicht mehr als ein guter Kamerad ist, ganz abgesehen von den Verpflichtungen, die man diesem guten Kameraden gegenüber zu erfüllen hat.

Ich bitte Dich, liebe Mutter, meiner Anschauungsweise das richtige Verständnis entgegenbringen zu wollen und mir meine goldene Freiheit noch einige Jahre zu lassen.

In steter Liebe Dein Sohn

Oskar.

Teurer Sohn!

Du bist auf Abwegen! Lasse Dich von Onkel Alfred nicht irre machen! Was ihn zu dem Mahnruf: „Bleib ledig! ledig! ledig!" bewogen, ist mir sehr klar. Um des lieben Hausfriedens willen hat er seiner Frau zuviel nachgegeben; die Haushaltung nimmt Unsummen in Anspruch, steht nicht im Verhälnis zu seinen Einkünften. Deine Tante ist eine gute, aber wenig einsichtsvolle Frau; was sie will, muß geschehen. Sie hat kein Verständnis dafür, daß der Mann nicht das Lasttier der Familie sein darf, daß seine Kräfte sich abnützen, seine Nerven im ewigen Kampfe ums Dasein ermüden. Onkel Alfred bedarf der Ruhe, kann sie sich aber nicht gönnen, da der teure Haushalt mehr Geld erfordert, als er bei minder aufregender Tätigkeit besitzt. Er hat mir schon vor Jahren vorgerechnet, daß er — hätte er nicht geheiratet — sich jetzt zur Ruhe setzen, von seinen Renten leben könnte; so aber heißt es: weiter arbeiten, spekulieren, den Kampf ums Dasein in seiner ganzen Schwere durchkosten!

Wenn wir Laura West für Dich in Vorschlag brachten, so waren wir der Ueberzeugung, daß sie trotz ihrer sehr bedeutenden Mitgift einfach, bescheiden, allem Luxus, den Du nicht billigst, abhold leben wird, daß sie genug geistigen Fonds besitzt, um ihr Herz nicht an die Güter zu hängen, die das Leben „vergänglich zieren". Lerne sie kennen, lieber Sohn! Ein Besuch verpflichtet ja zu nichts. Dein Kommen wird um so weniger auffallen, als auch jetzt, wie mir Frau West schreibt, eine Verwandte aus Berlin bei ihnen weilt; sie ist die Tochter einer Cousine, soll sich zur Lehrerin ausbilden, um dereinst selbständig für ihren Unterhalt sorgen zu können; die Eltern haben ihr nur wenig hinterlassen.

In Deinem nächsten Briefe, lieber Sohn, teilst Du mir hoffentlich schon mit, wie Dir Laura gefällt.

Mit herzlichen Grüßen

Deine

Mutter.

Teure Mutter!

Seit drei Tagen bin ich in Prag, wurde von Wests sehr freundlich aufgenommen. Charmante Leute! Trotz ihres vielen Geldes nicht arrogant, sehr sympathisch. Laura ist schüchtern, macht nicht den Eindruck eines in reichem Hause erzogenen Mädchens. Ihr Wissen ist lückenhaft, ihr geistiger Horizont beschränkt; trotz ihres hübschen Aeußern und ihrer eleganten Toiletten hat sie keinen Reiz für mich. Viel lieber unterhalte ich mich mit ihrer Berliner Cousine; sie heißt Rosa Allers, ist ein reizendes, sehr lebhaftes Mädchen, hat viel gelernt, ist schelmisch, neckisch, gutherzig, so recht ein lieber Schatz, der unser Herz im Augenblick erobert. Laura verblaßt, wenn ich sie mit Rosa vergleiche. Gib Dir keine Mühe, liebe Mutter! Für Laura werde ich mich, und besäße sie eine Million, nie erwärmen können! Du weißt, Geldheiraten sind mir zuwider; ich verkaufe mich nicht!

Bei Rosa brauchtest Du mir nicht zuzureden; sie gehört zu jenen seltenen Schönheiten, die im Momente, da man sie sieht, das Herz höher schlagen machen; unterhält man sich mit ihr, so — doch ich breche ab. Wollte ich Dir sagen, daß ich sie für klug, geistreich, unterrichtet halte, daß sie dem Ideal, das ich mir von meiner Lebensgefährtin gemacht, entspräche, Du würdest mich sofort zurückberufen oder mir schreiben: Hands off! Du darfst kein armes Mädchen heiraten! Mußt an Deine Zukunft denken!

Ja, leider ist es so. Ich wollte schon heute abreisen, aber Frau West bat mich, noch zwei Tage zu verweilen; sie geben Sonntag große Gesellschaft — mir zu Ehren. Ich konnte nicht Nein sagen, bleibe auch — aufrichtig gestanden — gerne.

Rosa Allers soll meine Tischnachbarin sein. Warum nicht die Tochter des Hauses? wirst Du fragen. Ist mir selbst rätselhaft. Vielleicht will man den Geladenen nicht zeigen, daß man mich ihretwegen kommen ließ.

Onkel Alfred schrieb ich heute, daß mir seine Theorie vom Ledigbleiben doch nicht ganz sympathisch ist. Es muß ja herrlich sein, an der Seite eines liebenden, gleich denkenden, ideal angelegten Wesens den Lebensweg zu wandeln! Jammerschade, daß die Rosa —. Nein, nein, fürchte nichts, liebe Mutter, ich weiß mich zu beherrschen! Es ist nur eine Wallung des Blutes, wäre sträflicher Leichtsinn, dem armen Mädchen Hoffnung zu machen. O, wenn Laura Rosa wäre! Eitler Wunsch!

Mit tausend Grüßen Dein

Oskar.

Geliebte Mutter!

Ich bin der Glücklichste der Sterblichen! Denke Dir, die angebliche Rosa ist Laura, hat — dieser Tausendsassa — um mich besser kennen zu lernen, mit ihrer Cousine die Rollen getauscht. Und bei der großen Gesellschaft kam alles zutage und ich, der ich am Abend zuvor — wer kann gegen seine Gefühle? — der vermeintlichen armen Cousine meine Liebe gestanden, hatte nichts Eiligeres zu tun, als meine Angebetete in dem Momente, da der Schleier des Geheimnisses fiel, in Gegenwart der ganzen Tischgesellschaft zu umarmen, an mein Herz zu drücken und unsern Bund mit einem herzhaften Kuß zu besiegeln. O, geliebte Mutter, wärst Du dabei gewesen! Es war ein Wonnerausch, der mein Herz noch in späten Tagen mit Jubel erfüllen wird.

Und ich Esel dachte daran, ledig zu bleiben! Bin nur auf Deine Zureden nach Prag gefahren, ahnte nicht, welchen Engel die Vorsehung mir hier bescherte. Tausend Dank, liebe Mutter! Alles, was Du mir von Lauras Vorzügen, ihrer Schönheit, ihrem Adel des Geistes und Herzens mitgeteilt, verblaßt vor der Wirklichkeit.

Laura ist ein Ideal!

In acht Tagen findet unsere offizielle Verlobung statt. Selbstverständlich bleibe ich bis dahin hier. Wie freue ich mich, Euch zu umarmen, zu Zeugen meines Glückes zu machen!

Meine Theorien vom „Nichtheiraten" sind längst durch Lauras bezaubernde Liebenswürdigkeit zu Falle gebracht. Ja, man soll heiraten, wenn man das Glück hat, ein so schönes, geistreiches, engelsgutes Mädchen zur Lebensgefährtin zu gewinnen!

Meine Sinnesänderung erfüllt Dich, liebe Mutter, gewiß mit großer Freude; sie bezieht sich aber nur auf meinen speziellen Fall. Würde mich ein anderer fragen, der, eine Konvenienzheirat eingehend, Liebe heucheln muß, ich würde in Onkel Alfreds Mahnruf einstimmen: Bleib ledig! ledig! ledig!

Also, teure Mutter, auf Wiedersehen zu meiner Verlobung mit meiner reizenden Laura.

Dein glücklicher Sohn

Oskar.

Abtrünnige.

Selbsterlebtes von Ida Barber.

Die moderne Zeitströmung verfehlt ihre Wirkung auf unsere Kinder nicht; die Jugend läßt sich, selbst wenn die Eltern die Religion der Väter hoch und in Ehren halten, gar nicht beeinflussen, das, was uns Aelteren heilig, für veraltet und überflüssig zu erklären. Von dieser Auffassung zum Uebertritt ist dann nur ein Schritt; und wie viele wagen diesen Schritt leichten Herzens! Sie meinen, der alte Gott wisse davon nichts, werde es ihnen ferner gut gehen lassen. Aber mir scheint doch, daß der alte Gott eine strenge Buchung führt und Treue und Untreue mit verschiedenem Maßstabe lohnt.

Es war an einem der letzten Tage des Hüttenfestes, als wir gemütlich in unserer Weinlaube saßen und mein Aeltester, der sich gern auf den Denker hinausspielte, die Frage aufwarf: „Wie kommt es nur, daß sich in der Geßnerschen Familie gar so viele Unglücksfälle ereignen? Man sollte wirklich meinen, es walte ein böses Schicksal über diesen Leuten."

„Kein Schicksal, sondern Gottes Hand," erwiderte ich ihm.

Er sah mich fragend an, senkte dann den Blick und schwieg.

„Ist es denn wirklich wahr," fragte mein Zweiter, „daß man den Hauptmann Geßner ins Irrenhaus gebracht?"

„Leider nur zu wahr," ergänzte ich und konnte mich nicht enthalten, hinzuzusetzen: „Da seht Ihr, Kinder, daß es ihm kein Glück gebracht hat, den Glauben seiner Väter abzuschwören. Wäre er demselben treu geblieben, Gottes Hand hätte das Unglück von ihm abgewandt."

„Glaubst du wirklich, Mutter," fragte mein Aeltester, „daß Gott, oder sagen wir: der Schöpfer des Weltalls sich um das Tun und Handeln jedes einzelnen Erdenbürgers kümmert und jedem Vergehen gleich die Strafe folgen läßt?"

„Das glaube ich," erwiderte ich, „weil ich, einen Blick in das volle Menschenleben werfend, an Hunderten von Beispielen bewahrheitet gefunden, daß Abtrünnige nie glücklich geworden sind. Es ist, als ob mit dem Tage des Uebertrittes die Sorge die eiskalte Hand auf ihr ehedem blühendes Glück legte; sie glauben viel erreichen zu können, indem sie sich einer anderen Religionsgemeinschaft anschließen, und selbst wenn der äußere Erfolg nicht ausbleibt, in ihrem Innern ist trostlose Leere, Grabesnacht, freudlose Eintönigkeit. Aber auch der äußere Erfolg läßt zumeist auf sich warten, das seht Ihr an der Familie Geßner. Da sind also jetzt vier Söhne und eine Tochter zum Christentum übergetreten. Die alte Mutter war ja zu schwach, sie zurückzuhalten, und der Vater ruht längst in kühler Erde. Er hätte es wohl nie zugegeben und das Unglück wäre sicher von der Familie ferngeblieben."

„Der Oberstabsarzt Geßner gehört auch zu der Familie?" fragte Dr. Berthold, der mit uns den Sommer in unserem Landhause verlebte.

„Der Oberstabsarzt war ein Vetter des Hauptmanns Geßner," erwiderte ich.

„Dem Oberstabsarzt hat sein Uebertritt auch keinen Segen gebracht," meinte Dr. Berthold; „ich kannte ihn, als er noch in der Vollkraft der Jugend, ein blühend schöner Mann, seine Praxis antrat. Und wie habe ich ihn vor einem Jahre in dem Löwschen Sanatorium wiedergesehen! Ich besuchte damals einen Landsmann, der auch im Sanatorium Aufnahme gefunden. Als ich dessen Zimmer verließ, hörte ich, daß jemand nach dem Oberstabsarzte Geßner fragte. Es war eine tiefverschleierte Dame mit einem etwa 14jährigen Knaben. Der Knabe war das lebhafteste Ebenbild Geßners. „Sein Sohn," sagte ich mir und war verblüfft, zu hören, daß der Wärter der Dame mit den Worten: „Der Herr Oberstabsarzt hat Befehl gegeben, Sie nicht vorzulassen," den Eintritt verwehrte. „Uebrigens", setzte er hinzu, „wird der Herr Pfarrer soeben erwartet, ihm das heilige Abendmahl zu reichen; stören Sie also nicht!" Die Dame zog sich zurück und verblieb weinend in einer Ecke.

„Rudolf," sprach sie zu dem Knaben, „versuch' du, ob sie dich zum Vater lassen!"

Der Knabe wollte das Zimmer betreten, öffnete die Tür, als von drinnen ein Stöhnen und gleich darauf die Worte: „Wer hat dich gerufen? Laß mich in Ruh'," vernehmbar wurden.

Weinend kam der Knabe zur Mutter zurück.

„Ich war ein Jugendfreund des Oberstabsarztes Geßner," sagte ich der Dame, die sich anschickte, die Treppe hinabzusteigen. „Wollen Sie mir die Frage gestatten, in welchem Verhältnisse Sie zu ihm stehen und wie es gekommen, daß er — daß er jetzt so elend daniederliegt?"

Die Dame blieb stehen, sah mich groß und fragend an und sprach dann: „Darf ich, ehe ich Ihnen Ihre Fragen beantworte, eine Bitte an Sie richten?"

„Ich stehe zu Diensten."

„Wenn Sie sein Freund ehedem waren, suchen Sie Zutritt zu ihm zu erlangen und sprechen Sie mit ihm über die Zukunft seines Sohnes, unseres Rudi — sie wies auf den Knaben — und legen sie ihm sein Schicksal ans Herz. Mich läßt er nicht mehr vor, er haßt mich, so sehr er mich ehedem liebte; seine Tage sind gezählt, ich halte es für meine Pflicht, trotz aller Demütigung, die ich durch ihn erfahren, für mein Kind zu sorgen und ihm dessen Schicksal ans Herz zu legen."

Ich versprach, ihre Bitte zu erfüllen.

Sie gab mir ihre Adresse: Pauline Wels, Alserstraße 11. — „Sind Sie", fragte ich, mit dem Rechnungsrat Wels verwandt?" „Ich bin seine Tochter." Den Knaben an die Hand neh=

mend, war sie, ehe ich noch ein Wort an sie richten konnte, verschwunden. Es war, als ob sie die Scham über eine Frage, die sie von mir zu hören glaubte, davongetrieben. — Ich erkundigte mich nach dem Befinden des Oberstabsarztes Geßner in der Kanzlei; er sei hoffnungslos, sagte man mir, und werde soeben mit den heiligen Sterbesakramenten versehen. Ja, das wußte ich, auch daß er sein leibhaftiges Kind eben in der Stunde, die vielleicht seine letzte war, von sich gewiesen. Mir schauderte. „Dahin also", sagte ich mir, „führt es, wenn man mehr sein will, als man als Israelit erreichen kann!" Ich wußte, daß der Oberstabsarzt Geßner ein Streber war, daß er es als seinen Lebenszweck erkannte, Karriere zu machen, nach oben hin Beziehungen zu suchen, wohl gar den Adel anzustreben. Das wäre ja nicht unmöglich gewesen, da er die rechte Hand des Barons Golt im Kriegsministerium war, sogar zu den Diners des Erzherzogs geladen wurde. Wahrscheinlich hatte man ihm nahegelegt, daß er, um sein Ziel zu erreichen, seinen Glauben ablegen und Christ werden müsse.

Und so war er es geworden, hatte gehofft, als „Ritter von" eine Lebensstellung einzunehmen, mehr zu sein als seine Glaubensgenossen, die treu zu Gott hielten und ihm die Ehre gaben. Daß er trotz all seiner äußeren Erfolge nicht glücklich gewesen, erfuhr ich gar bald. Doch wozu all diese unangenehmen Erinnerungen auffrischen?" unterbrach sich Dr. Berthold. „Ich langweile Sie damit. Sprechen wir von etwas anderem!"

„Nein, nein," baten die Anwesenden; „der Fall interessiert uns mehr, als Sie glauben. Erzählen Sie weiter, Herr Doktor!"

Dr. Berthold blickte sinnend vor sich nieder, dann fuhr er fort: „Kein Lichtbild, das ich vor Ihnen entrollen will, und doch das Bild eines Mannes, der dem Lichte, oder sagen wir lieber, dem Scheine zustrebte. Ich besuchte ihn also eine Stunde, nachdem der Geistliche sich entfernt hatte. Es hieß, daß es ihm jetzt, da er die Tröstungen der Religion empfangen, besser ginge. Ich fand ihn — nur der Schatten seiner selbst, die Augen verglast, die Füße geschwollen, zwischen Kissen verpackt. Er erkannte mich sofort, erinnerte sich mit Wehmut unserer Studienjahre und brach dann plötzlich, als ich ihn fragte, seit wann er leidend sei, die Unterhaltung ab. Ich wollte mich entfernen, er winkte mir, zu bleiben. „Ich will es dir sagen," röchelte er leise, „seit einem Jahre bin ich krank, genau seit dem Tage, da ich" — er stockte — „da ich mich verleiten ließ, zum Christentum überzutreten. Es war ein Wahn," fuhr er tiefbewegt fort, „ich wollte avancieren, meine Kameraden hatten mir geraten, der Form zu genügen, ich hielt den Uebertritt ja auch nur für eine Form und erfüllte sie. Aber seit dieser Zeit geht es bergab mit mir; ich war im Winter im Süden, habe im Sommer mehrere Kurorte besucht, ich weiß es nur zu gut, daß für mich keine Hilfe ist. Und dieses Leiden," fuhr er stöhnend fort, „diese Atemnot! Ich fürchte, ich ersticke! Und bei alledem sind die Menschen so herzlos! Schicken Sie mir da vorhin den Seelsorger, damit er mich . . ."

Ein Hustenanfall raubte ihm die Sprache.

„Du hast ihn nicht verlangt?" fragte ich.

Er wehrte mit der Hand ab und sank dann, vom Hustenanfall überwältigt, in die Kissen zurück. Der Wärter rief den Arzt, man gab ihm Ozoneinatmungen, richtete ihn auf und suchte ihn zum Bewußtsein zu bringen.

„Ah, du noch da?" sagte er, als er mich gewahrte. „Das ist brav von dir! War sie nicht auch da?" fragte er dann, wild um sich blickend.

Der Wärter verneinte.

„Wir haben sie vorhin schon expediert," erwiderte er.

„Wer war die Dame?" fragte ich. „Ich sah sie weinend die Treppe hinabgehen!"

Ein neuer Anfall. Der Arzt meinte, ich hätte ihn durch meine Frage verschuldet, und riet mir, den Kranken allein zu lassen. Ich ging, ohne daß er es, von heftigem Husten geschüttelt, bemerkte. Meine Absicht war, ihn am nächsten Tage zu besuchen.

Ich fand, als ich wiederkam, eine Leiche. Tiefbewegt stand ich an seiner Bahre, als ich, durch ein Schluchzen aufmerksam gemacht, um mich blickte. Sie war es — Pauline Wels. Mich erkennend, sagte sie mir, daß sie, wie seit vier Wochen täglich, auch heute gekommen sei, nach Julius' Befinden Nachfrage zu halten, und eben das Schreckliche vernommen habe.

(Fortsetzung folgt.)

Hochzeitsreisen.

Soll man eine Hochzeitsreise machen? Die Meinungen hierüber sind geteilt. Erfahrene Leute, besonders die Aerzte, haben sich dagegen ausgesprochen. Kürzlich hat eine Pariser Zeitung eine diesbezügliche Rundfrage erlassen und die meisten jungen Frauen, die doch hier das entscheidende Wort mitzureden haben, haben sich dagegen ausgesprochen — nach der Hochzeitsreise. Und doch gibt es nichts Herrlicheres als eine Hochzeitsreise, die nach einem vernünftigen Plane entworfen und ausgeführt wird.

„Lerne reisen, ohne zu rasen." Diese goldene Regel sollten sich die Hochzeitsreisenden ganz besonders einprägen. Die Hochzeitsreisen werden alle mit viel zu viel Umständlichkeit und Aufwand unternommen. Zumeist geht es nach Italien, mitunter sogar schon nach dem Lande der Pharaonen oder nach Norwegen. Auch die Schweiz stellt an die Reisenden große Anforderungen.

Zu solchen Reisen braucht man nicht nur viel Geld, sondern auch viel Zeit und — Kraft. Und zu jeder längeren Reise benötigt man wieder mehr Wäsche und Kleider, also umfangreiches Reisegepäck. Hat man die Grenzen zu passieren, so entstehen dadurch viele Unannehmlichkeiten und Zollplackereien, die einem das Reisen wohl verleiden können. Zu einer Qual kann die Hochzeitsreise werden, wenn die Unternehmer derselben auch Bildungszwecke damit verknüpfen wollen, nur Großstädte aufsuchen und gewissenhaft alle Bildergalerien und Museen abgrasen, um dann daheim mit der Zahl der Sehenswürdigkeiten prunken zu können, die man bewundert hat. Eine Hochzeitsreise sollte nie lange dauern; 10 bis 14 Tage genügen vollständig. Das junge Paar sehnt sich naturgemäß danach, das behagliche neue Heim zu beziehen, und sollte die Erreichung dieses Zieles nicht allzulange hinausschieben. Eine Hochzeitsreise soll niemals in ungemessene Weiten führen und nicht nach einer Großstadt oder nach einem Modebade gerichtet sein. Das Ziel sei ein freundliches, ruhiges Landstädtchen, nur wenige Stunden vom Wohnorte der Hochzeitsreisenden entfernt, oder ein stilles Dorf. Da braucht man keinen Toilettenluxus zu entfalten, trifft keine lästigen Bekannten, findet zumeist gute und billige Verpflegung und kann ganz nach seinem Behagen leben. Hier finden die jungen Ehegatten Ruhe und Sammlung, die sie nach den Aufregungen der Festvorbereitungen und nach dem Trubel der überstandenen Festlichkeiten so dringend benötigen. Wenn man die Kunst versteht, zu „reisen, ohne zu rasen", kann man es sogar wagen, auch eine nahe gelegene Großstadt aufzusuchen und sich an den Kunstgenüssen derselben mit Maß und Behagen erfreuen.

Die Neuvermählten des Mittelstandes, und nur um diese handelt es sich in diesen Zeilen, sollten es sich nicht nehmen lassen, eine bescheidene Hochzeitsreise zu machen, denn wer weiß, ob es ihnen später noch möglich sein wird, gemeinsam reisen zu können, sei es auch nur für wenige Tage. Die Sorgen und Lasten des Haushaltes und des Ehelebens drücken der jungen Frau nur allzubald ihren Stempel auf. Und hat sich erst einmal Kindersegen eingestellt, so kommt die Frau kaum mehr dazu, mit ihrem Manne so behaglich und sorglos eine Lustreise unternehmen zu können, wie dies eben nur — in des Lebens Mai möglich ist!

Regine Mirsky-Tauber.

Bücherschau.

Karin Michaelis hat in der deutschen Verlagsanstalt „Concordia" (Berlin) ein neues Buch unter dem Titel „Das gefährliche Alter" erscheinen lassen. In den ersten zehn Tagen waren mehr als 30.000 Exemplare vergriffen. Die Verfasserin hat es verstanden, die Zustände, die „das gefährliche Alter" den Frauen bringt, in der ihr eigenen realistischen Weise zu schildern. In der französischen Literatur spielt die „femie de quarante ans" seit Jahren eine Rolle, in der deutschen Literatur hat sich noch kein Autor daran gewagt, diese erotische Sturmperiode im Leben des Weibes zu schildern. Offenbar sieht Karin Michaelis zu schwarz; gar so schwer ist diese Zeit nicht zu durchkämpfen. Nur bei krankhaft sexuell veranlagten Naturen treten wohl Erscheinungen auf, wie sie die Verfasserin schildert; aber das Buch ist interessant und verdient gelesen zu werden. Es bringt Tagebuchaufzeichnungen und Briefe einer Frau, die nach zwanzigjähriger Ehe sich von ihrem Gatten scheiden läßt, ein einsames Leben führen will, aber auch in der Einsamkeit das Glück nicht findet, das sie gesucht. Interessant sind die Briefe, die sie an Altersgenossinnen und ehemalige Freunde schreibt. Gar manche sich unverstanden dünkende Frau wird ihr Bild im Spiegel dieser Briefe, die eine scharf sondierende Menschenkennerin geschrieben wiederfinden und danach streben, sich über sich selbst zu erheben und von all den kleinlichen Mängeln zu befreien, die der Frau im „gefährlichen Alter" nur zu oft anhaften.

J. B.

Briefkasten.

Frau Sophie F. Die Fama hat offenbar übertrieben. Mrs. Wood ist eine reiche Amerikanerin, die den Doktor F. aus Prag in San Remo im Riviera Palace Hotel kennen lernte. Beide verlebten hier angenehme Zeit, saßen oft stundenlang miteinander plaudernd auf dem im sechsten Stock angelegten Sonnengarten des Hotels. Die Verlobung überraschte hier nicht, wurde im indischen Salon des Hotels mit allem Pomp gefeiert. Mrs. Wood ist vielfache Millionärin, Doktor F. hat nur eine ganz bescheidene Praxis.

Frl. Lisi in Prag. Kostüme für Rodelsport erhalten Sie in allen größeren Geschäften.

Frau Dr. S. in Pilsen. Ein sehr inhaltsreiches Gebetbuch ist die „Beruria" von Dr. Max Grunwald.

Frl. Melanie F. in Graz. Ihr Schwesterchen soll in so jungen Jahren nicht mit Klavierspielen geplagt werden. Warten Sie, bis sie ihr achtes Jahr zurückgelegt hat.

Herrn Kurt L. in Prag. Am besten, Sie übergeben Ihre Tochter einem gut geleiteten Erziehungsinstitut.

Frl. E. L. Nicht schnüren! Alle Frauenkrankheiten kommen davon her, daß man dieser Unsitte zulieb seinen Körper martert. Sie werden bald gesund werden, wenn Sie das Korsett ablegen.

Druck und Verlag von Richard Brandeis in Prag.

wälzt sich über unsere östlichen Grenzen der Strom der aus Rußland, Rumänien, Galizien gedrückten Juden, die alle Ergebnisse der Assimilation illusorisch machen; wo heute ein Jude verschwindet, den das Deutschtum aufgesogen hat, stehen morgen zwei andere und unvergleichlich jüdischere Juden da.

Keine Sorge, meine zionistischen Einsender, die Sache der Assimilation steht schlimm und der Zionismus ist allen Juden notwendig wie das tägliche Brot.

Fall Stransky.

Der Name Stransky hat einen guten jüdischen Klang. Er erinnert an jene Schelle, die die Mäuse der Katze umhingen, um rechtzeitig von ihr vor ihr gewarnt zu sein. Man horcht auf, wenn jemand Stransky heißt und ein Antisemit ist. Man kommt, einmal aufmerksam geworden und vom jüdischen Familienspürsinn geleitet, selbst einem Edlen von Stransky auf die jüdische Abstammung. Wie schnell erst einem noch nicht allzu lange getauften Doktor Stransky, der noch ungetaufte Geschwister und nahe Verwandte im lieben Böhmen sitzen hat und nicht verleugnen kann, der, trotzdem er jungtschechischer Abgeordneter in Brünn ist, vielleicht in Olmütz oder in Wien oder in Prag Verwandte haben mag, die in einem Kultusvorstand mit ihm Staat machen möchten. Ein nettes Stückchen ist übrigens nachstehender Brief Dr. Stranskys, dessen Veranlassung ein Konflikt mit dem deutschnationalen Fabrikanten Rosenbaum in Unterthemenau war; Rosenbaum, der deutsche Stransky, hat Stransky, den tschechischen Rosenbaum, gefordert. Stransky antwortete ihm:

„In Beantwortung Ihrer geschätzten Zuschrift vom 7. d. erlaube ich mir vor allem höflichst zu ersuchen, Euer Hochwohlgeboren möchten mir gefälligst des näheren bezeichnen, was Ihr Herr Mandant unter einer ritterlichen Genugtuung versteht. Eine solche Aufklärung ist in diesem Falle um so notwendiger, als ich — ich gestehe es, sei es mit Bedauern, sei es mit Stolz — aus keiner ritterlichen Familie entstamme, sondern kleinbürgerlichen Kreisen angehöre und mir auch bekannt ist, daß Ihr Herr Mandant kein Ritter ist. Es könnte daher über die Bedeutung der geforderten ritterlichen Genugtuung ein Mißverständnis um so eher entstehen, wenn Sie erwägen, daß von dem Gesichtspunkte der mosaisch-rabbinischen Kultur, in welcher Ihr Herr Mandant erzogen ist, keine sogenannte ritterliche Genugtuung existiert und sich auch in einem so demokratischen Volke, wie es das jüdische Volk war, nicht entwickeln konnte, deswegen anderseits vom Gesichtspunkte der arisch-deutschnationalen antisemitischen Kultur, zu der Euer Hochwohlgeboren sich bekennen, die Angehörigen der Religion Ihres Mandanten aus dem Bereiche der ritterlichen Genugtuung ausgeschlossen sind....“

So geht das weiter. Welche Eroberung das tschechische Volk an einem solchen Täufling macht! Sein Sohn aber wird schon den eigenen Vater als Judenstämmling für satisfaktionsunfähig erklären und von sich selbst sagen — „sei es mit Bedauern, sei es mit Stolz“ — daß er aus keiner ritterlichen Familie entstammt, aber „arisch-kleinbürgerlichen“ Kreisen angehört. Nobel geht die Familie zugrunde....

Ein Bibelabend.

Ein Talmudspruch sagt von der Bibel: „Wende sie um und um, alles ist darin.“ Und in der Tat! Alles, was die Seele des jüdischen Volkes von seinem Entstehen an bis zu dem Zeitpunkte, da es als Fremdling in eine ihm feindliche Welt eintrat, um ihr die frohe Botschaft seiner Propheten und Psalmisten zu verkünden — alles, was die Seele dieses merkwürdigsten aller Völker erfüllte und bewegte, das alles ist in dem Teile seines nationalen Schrifttums, dem man später den Namen „Bibel“ gegeben hat, zu finden. Den eigentlichen Inhalt dieses Seelenlebens, den Prozeß, „der sich in der inneren Geschichte des jüdischen Volkes und im Werden der großen Juden“ dokumentiert, hat uns Buber jüngst so fein und klar enthüllt: das Ringen des Religionsgefühls, das aus der unendlichen Vielheit des äußeren und inneren Geschehens zur Einheit strebt und damit zur Versöhnung und zum echten Frieden; das Streben nach der großen, erlösenden Tat, das Ringen mit dem Höchsten um das Höchste (den Namen Israel erhält der biblische Heros erst, als er „dem Gott begegnet, mit dem man ringt, bis daß er einen segnet“); den Mut der Hoffnung auf eine Lösung der Welträtsel im optimistischen Sinne, wenn auch erst in fernster Zukunft, den entsagenden Heroismus, für diese Zukunft auch in der trübsten Gegenwart zu arbeiten — alles das enthalten die Seiten der Bibel in tausendfältigen Farben und Formen.

In diesem Buche lasen die Juden aller Zeiten und Zonen; sie lasen nicht nur selbst darin, sie schenkten es auch den Völkern. Die haben es aber nicht ganz verstanden, denn es war nicht Blut von ihrem Blute; sie legten Dinge hinein, die nie darin gestanden hatten, und als die Juden, die nichts anderes hatten als dieses Buch, sich nicht aus diesem ihrem Erbe verdrängen lassen wollten, da wurden sie um seinetwillen gequält und verflucht, entrechtet und verbrannt. Dann kam eine neue Zeit, neue Männer traten auf, um einen alten Glauben zu reformieren — und wieder liehen sie von den Juden; die Juden mußten herhalten, um ihnen „Gottes Wort“ frei von allen späteren Zutaten zu überliefern. Die neuen Männer wurden bibelfest und — erbitterte Feinde des Volkes der Bibel. Die Juden aber lasen weiter in ihrem Buche und fanden noch immer alles darin: Einheit mit sich und ihrem Gott, Mut zum Kampf mit allen feindlichen Elementen, Hoffnung auf eine sichere, frohe Zukunft.

Und wieder kam eine neue Zeit; eine Zeit, in der es endlich schien, als ob die alten Hoffnungen in Erfüllung gehen wollten; und die Juden beeilten sich um der vielen neuen Bücher willen, denen sie sich nun mit Begeisterung hingeben durften, das alte Buch der Bücher zuzuschlagen. Die Bibel gehörte zu dem alten Hausrat, den man (um ein treffendes Bild Saltens zu gebrauchen) bei der Uebersiedlung aus der finsteren Kellerwohnung in die Beletage schleunigst hinweggräumte, schon deshalb, um alles fernzuhalten, was die neuen Nachbarn an ihr früheres, nicht gerade menschenfreundliches Verhalten hätte erinnern können. Aber die ersten Strahlen der Morgensonne hatten nur die wenigen höchsten Gipfel der neuen Menschheit berührt; drunten in den Tälern herrschte und herrscht noch immer Finsternis, die ihr Reich um so zäher verteidigt, je sicherer sie das Nahen der Morgenröte verspürt. Man beginnt einzusehen, daß es töricht war, das alte Licht auszulöschen, bevor ein neues entflammt ist. Und hie und da begegnet man dem Wunsche, es wieder anzufachen. Man spricht von Religiosität und pietätvoller Pflicht gegen die Toten, von geschichtlicher Ueberlieferung, von „Gläubigkeit“ und „Theologie“ und anderen schönen Dingen, man will alte Formen wieder zu Ehren bringen, und dazu gehört ja in erster Linie auch die Bibel.

Man gräbt sie aus, wie man andere literarische Erzeugnisse uralter Zeiten ausgräbt, man nimmt sie wieder unter die Lupe der Kritik, man schreibt Abhandlungen und Bücher über sie, die der Gebildete „gelesen habn muß“, aber es ist kein Leben mehr in dem Leichnam, den die Anatomen so künstlich zergliedern.

Und noch schlimmer ergeht es ihr dort, wo sie leicht zum Leben erweckt werden könnte: in der Schule! Da ist das lebenatmende, urwüchsige Volksbuch zum heiligen Pergament geworden, zum Wunderbuch, an dessen Buchstaben niemand zweifeln darf, zum Gesetzkodex für alle Zeiten, mit einem Worte: zum Dogma, zu einem Begriff, für den es gar keinen biblischen Namen gibt, weil er in der Bibel selbst überhaupt nicht existiert. Zu den vielen unjüdischen Dingen, die eine verkehrte Assimilationssucht in das Judentum hineingetragen hat, gehört nicht zuletzt die dogmatische Auffassung alles dessen, was in der Bibel steht; um der Worte willen wird der Geist ausgetrieben, von dem einst Jesajas prophezeit hat, daß er aus der Mitte des Judentums nie mehr schwinden solle!

Da müssen alle Kunststücke der Apologetik herhalten, um jeden Mythus als bare Geschichte erscheinen zu lassen, die Wahrheit aber, die im Mythus steckt, bleibt unerkannt; da werden alle die alten Helden, die uns die Bibel selbst so naiv mit allen ihren Schwächen und Fehlern vorführt, zu halben oder ganzen „Heiligen“, da werden die Propheten, die gewaltigen Sozialreformer und Umstürzler, zu braven Predigern, der Titane Hiob zum „frommen Dulder“, der apokalyptische Daniel zur historischen Persönlichkeit usw. usw.

Von einer allmählichen Entwicklung des Schrifttums, von seiner Höhe und seinem Niedergange ist nichts zu merken, alles soll gleich gut und gleich schön sein, alles absolut und ewig gültig, alles ohne Widersprüche und Gegensätze.

So ist denn auch dort, wo man der Bibel Interesse entgegenbringt, ein durchaus schiefes Bild entstanden, das aller Gesetze der historischen Perspektive entbehrt. Sie ist zur Domäne der Fachgelehrten, der Theologen und höchstens noch der bildenden Künstler geworden, die auf die bekannten historischen Stoffe nicht gerne verzichten.

Da tritt — vielen ganz unerwartet — die jüdische Jugend auf den Plan und lädt zu ihrem Festabend zwei ganz moderne Menschen, die weder mit der Theologie noch mit der Fachgelehrsamkeit das geringste zu tun haben, zu Gast, um zu zeigen, wie sie — der jüdische Schriftsteller und der jüdische Tragöde — die Bibel auffassen und interpretieren.

Darin steckt mehr als ein interessanter Versuch, denn es verrät die Sehnsucht, das alte Buch wieder als das zu werten, was es einst war: als den gemeinsamen, als den einzig wirklichen Besitz, den ein Volk aus seiner Vergangenheit in das reale Leben der Gegenwart herübergerettet hat, es verrät das Bewußtsein, daß sich hier die verborgenen Quellen des alten Volkstums enthüllen.

Sind diese Quellen wirklich für immer versiegt? Die Gäste des Bibelabends werden die Antwort darauf zu geben haben. Wie immer diese aber auch ausfallen möge — die jüdische Gesellschaft wird den Veranstaltern des Festes und den Künstlern, die sich als bewußte Juden freudig ihrer nicht leichten Aufgabe unterzogen haben, Dank und Anerkennung schulden.

Dozent Dr. J. Pollak.

Olmützer Brief.

(Liberaler Antisemitismus.)

Die jüdisch-akademische Ferialverbindung „Geullah“ in Olmütz hatte die Einladungen für eine Akademie mit anschließendem Ball ausgeschickt, glänzende Wiener Kunstkräfte waren gewonnen, der Bürgermeister Franz Brandhuber hatte die städtischen Redoutensäle zur Verfügung gestellt. Olmütz ist ein kleines Prag: die Juden bilden einen sehr starken Prozentsatz der deutschsprechenden Bevölkerung und nur mit Hinzurechnung der Juden läßt sich die deutsche Majorität erhalten. Es war selbstverständlich, daß die jüdische Studentenschaft Anspruch auf Ueberlassung der Redoutensäle erheben durfte. Plötzlich zieht der Gemeinderat die schon erteilte Bewilligung zurück, weil angeblich am 5. Jänner in Olmütz ein Ball der deutschnationalen Verbindung „Libertas“ stattfinde und es bei dieser Gelegenheit zu Zusammenstößen zwischen den deutschnationalen und zionistischen Studenten kommen könnte. Gleichzeitig wurde für die Mitglieder der „Geullah“ für die Tage vom 3. bis 5. Jänner ein Farbenverbot erlassen. Man will vorläufig annehmen, daß hinter diesem Schritte des Gemeinderates kein Störungsversuch assimilatorischer „Liberaler“ steckt. Vielleicht ist der Antisemitismus des Gemeinderates Eigenbau. Dann wird er jedenfalls für die Zukunft eine immer stärkere Betonung des eigenen Standpunktes durch die Juden zur Folge haben. Die Juden können dabei nur gewinnen. Jedenfalls läßt sich die „Geullah“ nicht einschüchtern. Man bekommt schon einen anderen Saal. Und vor antisemitischen Drohungen haben die zionistischen Studenten wenig Respekt; die „Geullah“ ladet übrigens die gesamte zionistische Studentenschaft Oesterreichs zu Gaste. Wenn auch nur ein Bruchteil der unzähligen Korporationen Vertreter sendet, wird Olmütz einen zionistischen Tag erleben.

Baron David Günzburg gestorben.

(Petersburger Brief.)

Am 23. Dezember machte ein Herzschlag dem Leben Baron David Günzburgs ein unerwartetes Ende. Baron David Günzburg ist nur 53 Jahre alt geworden. Sein Tod ist ein furchtbarer Schlag für die russische Judenschaft, die in ihm einen ihrer besten, treuesten und auch einflußreichsten Söhne verliert. Er war der Sohn Horace Günzburgs, der nicht allzu lange seinem Sohne im Tode vorangegangen ist. Der Vater war ein großer Philanthrop. Der Sohn war es nicht minder; wo es Not zu lindern, gegen Unterdrückung aufzukommen galt, stand er immer an der Spitze seiner Volksgenossen, warf er sein Wort in die Wagschale, deren Zünglein nach der Willkür der Petersburger Machthaber schwankte. Aber Baron David Günzburgs größtes Verdienst war seine Sorge und seine Arbeit für die kulturellen Institute des Judentums. Er selbst war ein bedeutender Orientalist, ein genauer Kenner des jüdischen Altertums. Das von ihm herausgegebene Werk „Orientalische Ornamente“ hat in allen Fachkreisen Anerkennung gefunden. Seine „Hebräische Enzyklopädie“ hat überall Verbreitung und Beachtung gefunden. Besonders groß war er aber als Organisator von Wissensinstituten, von gelehrten Korporationen, die er mit frischem Leben zu erfüllen wußte. Die Privathochschule für Orientkunde zeugt davon; soeben wurde in Petersburg eine jüdische Altertumsgesellschaft gegründet, die Baron David Günzburg nun nicht mehr fördern kann. Die gesamte russische Presse würdigt den Verstorbenen in langen Nekrologen. Die Judenheit Rußlands und das Gesamtjudentum vergißt seinen Namen nicht.

Samuel Lublinski gestorben.

Samuel Lublinski ist in Weimar gestorben. Ein Mann, dessen Wesensart durch und durch jüdisch war; ein Mann von großer Ehrlichkeit gegen sich selbst, ehrlich bemüht, den jüdischen Wurzeln seiner Art nachzugehen, sein Judentum zu erkennen und zu beleben. Die zionistische Woge, die Herzls Wort aufgerührt, erfaßte auch ihn und niemand hat das Recht, die Aufrichtigkeit zu bezweifeln, mit der er Zionist war. Er war Zionist, aber er blieb es nicht. Manche sind von uns abgefallen, sind der ersten Zeit der Begeisterung entwachsen und sind in der Zeit des harten kleinen Kampfes, des größten Ringens mit sich selbst, an sich, am Zionismus, am neuen Judentum irre geworden. Lublinski war einer der Besten unter den Schwachgewordenen, einer von denen, um die man „Schade!" sagen durfte. Er war ein Mann von kritischer Schärfe des Urteils, von fast genialer Darstellungskraft; die Bilanz der Moderne, der Ausgang der Moderne sind nicht Tagesware. Als Dichter war Lublinski nicht übergroß; das im letzten Jahre erschienene Drama „Kaiser und Kanzler" ist von kalter, verstandesmäßiger Abstraktion, nicht von intuitiver ursprünglicher Kraft geboren.

Immer nannte man Samuel Lublinskys Namen, wenn man seine Essays über den Antisemitismus und über unsere Stellung zu ihm aufzählen wollte. In den letzten Monaten war Lublinski wieder einmal der Gegenstand roher antisemitischer Flegeleien, die sich Herr Theodor Lessing in „Bühne und Welt" gegen ihn erlaubte, jener der böswilligen Verleumdung der galizischen Juden überwiesene Helfershelfer und Schildknappe Professor Geigers.

Samuel Lublinski ist einer von denen, die am Wege sterben. Die Weiterziehenden senden ihm einen Abschiedsgruß des Bedauerns.

Die Volkszählung.

Durch eine unverhüllte Gewalttat werden wir Juden um das Recht gebracht, unsere Nationalität bekennen zu dürfen. Man darf sagen, daß zumeist aus Furcht vor unserer Wahrheitsliebe, vor der Ehrlichkeit der Juden, die schon stark vom jüdischnationalen Geiste erfüllt sind, die Regierung — Deutschen und Polen zuliebe — nicht „Nationalität", sondern nur „Umgangs"sprache kennt. Aber wir können warten und wir werden es erwarten. Durch einen Kniff hat man noch keine Nationalität beseitigt. Und die jüdische Nation ist durch Totschweigetaktik nicht tot zu machen. Es gibt ein Wiedersehen im Jahre 1920.

Judenausweisungen in Ungarn.

Aus Budapest wird uns zu unserem Artikel über die Wanderbewegung folgendes geschrieben:

Seit einigen Jahren erfreuen auch wir im „liberalen" und „gastfreundlichen" Ungarn uns eines strengen Einwanderungsgesetzes und der segensreichen Institution einer Grenzpolizei, die mit Argusaugen darüber wacht, daß kein lebender galizischer Jude sich länger als ein paar Tage in Ungarna ufhalte. Das wäre aber noch nicht das Schlimmste. Seit den glorreichen Tagen der Koalitionsregierung erläßt die Grenzpolizei in den nordöstlichen, an Galizien grenzenden Komitaten immer häufiger Ausweisungsbefehle gegen völlig unbescholtene jüdische Familien, die schon jahrzehntelang im Lande wohnen und hier zum Teil Grundbesitz erworben haben oder Inhaber größerer Handelsfirmen sind — ganz nach russischem Muster. Wie wenig der Regierungswechsel an diesem judenfeindlichen Treiben geändert hat, beweisen die fortgesetzten Beschwerden und Wehklagen ausgewiesener Juden aus den Komitaten Maramaros, Ung, Zemplen usw., die in die Oeffentlichkeit dringen und selbst in nicht gerade judenfreundlichen Kreisen Entrüstung gegen das unmenschliche Vorgehen der Grenzpolizei hervorrufen. So wird aus dem Grenzstädtchen Sztropko gemeldet, daß dort in den letzten Wochen zahlreiche angesehene jüdische Bürger, die den Nachweis ihrer ungarischen Staatsbürgerschaft nicht erbringen konnten, kurzerhand ausgewiesen worden sind.

Gegen den Gemeinderabbiner von Sztropko, Salom Halberstamm, wurde bereits vor sechs Monaten ein Ausweisungsbefehl erlassen; er zog es vor, das ungarische Staatsgebiet zu verlassen, ehe ihm die Verfügung der Grenzpolizei zugestellt wurde. — Dem Thorarollenschreiber Salomon Melamed, der seit 19 Jahren in Sztropko wohnt und dort ein Haus im Werte von 6000 Kronen besitzt, wurde aufgetragen, mit seiner Familie das Land zu verlassen, sonst würde er nach Galizien abgeschoben. — Hermann Perlmann, der seit dem Jahre 1900 im Städtchen wohnt und dort im Jahre 1904 gegen Entrichtung der vorgeschriebenen Taxe die Heimatberechtigung erlangt hat, muß gemäß Verfügung der Grenzpolizei samt Familie das Land verlassen. Ebenso ergeht es dem Mayer Czigler, der seit 38 Jahren im Städtchen wohnt, 150 Kronen Staats- und Gemeindesteuern jährlich bezahlt, ein Grundstück im Werte von 8000 bis 10.000 Kronen und eine große Leder- und Eierhandlung — die größte im Bezirke Sztropko — besitzt. — Der 62jährige Rabbinatsassessor Hirsch Weinfeld wohnt seit 42 Jahren in Sztropko und wurde im vergangenen Sommer zuerst durch den Bezirksrichter ausgewiesen. Er rekurrierte an den Vizegespan, der im September d. J. zu seinen Gunsten entschied. Trotzdem erhielt er dieser Tage wieder einen Ausweisungsbefehl seitens der Grenzpolizeihauptmannschaft. Und all dies geschieht unter dem ausgesprochen „liberalen" Regime des Ministeriums Khuen-Hedervary! . . .

Große Ausschreitungen gegen die Juden in Schiras.

Der Direktor der Allianzeschule in Schiras berichtet Einzelheiten über große Ausschreitungen gegen die Juden in Schiras. Der Vorwand zu den Ueberfällen wurde auf dieselbe Weis „gemacht", wie es in Europa üblich ist. Man beschuldigte die Juden, ein Kind entwendet oder schon umgebracht zu haben. Zunächst wurden Unruhen noch verhütet. Als aber der Leichnam eines Kindes einen Kilometer vor der Stadt gefunden wurde, konnte selbst Militärmacht das Judenviertel nicht vor der wütenden Menge schützen, die den angeblichen Leichnam des mohammedanischen Mädchens mit sich führte. Der Bericht fährt wörtlich fort:

Später ist bewiesen worden, daß der ganz unkenntliche Leichnam der eines kleinen jüdischen Knaben gewesen ist, der vor acht Tagen begraben worden und nun zum Zwecke der Judenhetze ausgegraben worden war.

Der Interimsgouverneur Kawam-el-Molk hatte seinen Reitern Befehl gegeben, die Menge zu zerstreuen. Diese stürzte sich darauf sofort in das Judenviertel, das nun der Schauplatz unerhörter Greuel und Roheiten wurde. Die von Nasr-ed-Dowlet zum Schutze der Israeliten geschickten Soldaten beteiligten sich in erster Reihe an der Zerstörung und Plünderung des Judenviertels. Zwölf Juden wurden getötet. fünfzig verwundet, 5000 bis 6000 Mitglieder der jüdischen Gemeinde von Schiras all ihrer Habe beraubt. . . .

Am frühen Morgen des nächsten Tages bin ich im Judenviertel gewesen. Wie soll ich das schreckliche Elend, die fürchterliche Verwüstung beschreiben, die sich meinen Augen darbot! Die Straßen, die noch vor 48 Stunden das Bild lebhaftester Bewegung und intensivsten Lebens gezeigt, machen heute den schmerzlichen Eindruck eines von einem furchtbaren Naturereignis heimgesuchten Ortes."

Vom Orient.

Ein hebräisches Gymnasium in Jerusalem.

Aus Jerusalem wird uns geschrieben: Schon seit langem machte sich der Mangel eines hebräischen Gymnasiums in Jerusalem sehr fühlbar. Denn die bestehenden Schulen bezwecken fast ausnahmslos den Anfangsunterricht, während diejenigen, die ihre Kinder für den Besuch einer Hochschule vorbereiten oder auch sonst etwas gründlicher ausbilden wollten, sie nach anderen Städten oder gar nach dem Auslande schicken mußten. wo sie häufig in die Einflußsphäre der christlichen Missionsgesellschaften gerieten und ihre Ausbildung in jüdischer Beziehung jedenfalls sehr im argen lag. Anderseits werden durch das Fehlen einer jüdischen Mittelschule wohlhabende jüdische Eltern verhindert, sich in Jerusalem niederzulassen. Für den Fortschritt des wirtschaftlichen Lebens in Jerusalem ist aber der Zuzug wohlhabender und gebildeter Familien unerläßlich. Die Gründung des Lehrerseminars und der Handelsschule durch den Hilfsverein der deutschen Juden ist gewiß mit großer Genugtuung zu begrüßen. Aber eine völlige Besserung konnten diese lobenswerten Institute schon deshalb nicht bringen, weil doch unmöglich alle Eltern ihre Kinder zu Lehrern oder selbst zu Kaufleuten ausbilden lassen können. Auch sind ja jene Institute ausschließlich Knabenschulen, während für die Fortbildung der Mädchen so gut wie gar nichts geschehen ist. Unter diesen Umständen haben sich einige Einwohner von Jerusalem vor einigen Jahren zusammengetan, um hier eine Mittelschule nach Art des hebräischen Gymnasiums in Jaffa zu gründen. Leider waren diese Leute ungeachtet ihrer materiellen wie auch sonstigen Opferfreudigkeit nicht in der Lage, die neugegründete Schule zweckentsprechend auszugestalten. Es fehlten dafür genügende materielle Mittel und es fehlten auch die entsprechenden Lehrer. Nunmehr soll in beiden Punkten Wandel eintreten. Den Anfang dazu machten — fast möchte man sagen natürlicherweise — Herr und Frau Moser aus Bradford. Als sie im vorigen Frühjahre in Jerusalem weilten, überzeugten sie sich von der hohen Bedeutung, die ein gutgeleitetes Gymnasium für die nächste Zukunft Jerusalems erlangen könnte. Sie haben daher der neuen Schule einen jährlichen Beitrag von 5000 Francs überwiesen. Das ermunterte die Freunde der Schule zu energischer Tätigkeit. Sie wandten sich an Herrn Direktor Dr. Metmann, den Gründer des hebräischen Gymnasiums in Jaffa, und baten ihn, auf Grund seiner pädagogischen Kenntnisse und Erfahrungen die Reorganisation der Jerusalemer Schule durchzuführen. Herr Dr. Metmann hat sich bereit erklärt, diese Arbeit in Angriff zu nehmen. Seine erste Reform besteht darin, daß er gediegene Lehrkräfte zu gewinnen sucht. Einige Lehrer, die in Europa einen wohlbegründeten Ruf genießen, sind bereits gewonnen, andere werden folgen. Bei den großen Sympathien, die die Reorganisation des Jerusalemer Gymnasiums hervorruft, ist auf einen Erfolg dieser Aktion zu rechnen.

Aus der zionistischen Bewegung.

Zionistische Briefe

wurden soeben vom Vereine „Bar Kochba" in Prag herausgegeben. Die Absicht dieser Briefe ist, Anregung zu geben, zum internen Gedankenaustausch Gelegenheit zu bieten, eine Art schriftlicher Debatten zu eröffnen, die besonders für das jüdische Leben und das Interesse an jüdischen Problemen in der Provinz von Bedeutung werden dürften. Vielleicht entwickelt sich aus diesen Briefen ein „Sprechsaal". Der Inhalt der Dezemberbriefe ist: 1. Was wir wollen! 2. Ueber die Bedeutung des Hebräischen für die jüdische Jugend. 3. Vom Antisemitismus. 4. Der Weg ins Freie. 5. Sprechsaal. — Der Artikel „Vom Antisemitismus" in unserer heutigen Nummer ist den „Zionistischen Briefen" entnommen. Wer deren Zusendung wünscht, möge seine Adresse dem Verein „Bar Kochba" bekannt geben.

Vom Bezalel.

(Von unserem Berliner Berichterstatter.)

Der bekannte Berliner Maler Goldberg hat soeben die Berufung als Lehrer an die Kunstgewerbeschule Bezalel in Jerusalem angenommen und gedenkt in kürzester Zeit sein Lehramt anzutreten. Der Maler, der besonders durch sein großes Gemälde „Betende Juden am Versöhnungstag" in weitesten Kreisen bekannt geworden ist, ist eine wertvolle Kraft für den Bezalel.



Spenden vom 23. bis 27. Dezember.

Allgemeine Spenden.

Brüx: Jüd. Volksverein „Zion" in Anerkennung der großen Verdienste, die sich Herr Dr. Emil Margulies als Distriktspräsident erworben hat (Dr. Emil Margulies) 10 Kronen; Jüd. V.-V. „Zion" beglückwünscht Volksverein Teplitz (Makkabäerfeier Aussig), V.-V. Pilsen (Makkabäerfeier) und Verein Jeschurun Troppau (Gründungsfest) je 60 Heller, Sammlungen bei Sitzungen 5·76 Kronen (Eintr. vorbeh.), zusammen 7·56 Kronen.

Budweis: N.-F.-K. S. Kohn: Tempelspenden: Jos. Běhal 5, Dr. Kohn und Frau 5, S. Wedeles 2, JUDr. Freund 2, Josef Freund 2, Bräuhausverwalter Bloch 2, Bankdirigent Taussig 2, M. Deutsch 1, Jakob Adler 1, Jakob Adler 1, zusammen 23 Kronen (Eintragung vorbehalten).

Komotau: N.-F.-K. S. O. Lichtner: Thoraspende Dr. Jul. Weis, Trupschitz, 2, Jüd. Mädchenklub ges. beim Vortr. des Doz. H. Pollak 28·31 (Jüd. Mädchenklub), zusammen 30·31 Kronen.

Prag: Jüd. V.-V. „Zion" ges. bei der Makkabäerfeier 5, Tempelspende des Ing. Hugo Slonitz 5, Ignaz Huller 1, zusammen 11 Kronen (Eintr. vorbeh.); Zdenka Bergmann anl. Jahrzeit Siegm. Bergmann 50 Heller; O. E. (Bar Kochba) aus Anlaß schöner Stunden in Wottitz (Dr. M. Buber) 2 Kronen.

Wottitz: J. und M. Theiner anl. ihrer silbernen Hochzeit 50 Kronen. Gesamtsumme: 134·37 Kronen.

Nationalfondssammelbüchsen.

Prag: Spolek Th. Herzl K. 35.735 1·45, K. 35.736 —·06, K. 35.737 Frant. Katz 1·77, OU. 3406 Verein Bar Kochba 6·66, OU. 6812 Fritz Kohn 0·87 (Dr. M. Buber), zus. 10·81 Kronen; OU. 5061 Paul Gerstl 3·65, K. 3378 Jur. Paul Löwy —·64 (Anton Glaser), zus. 4·29 Kronen; OU. 187 S. Lissau 1·71, OU. 265 Dr. M. Kohn 6·22, OU. 904 Jüd. V.-V. 4·81, OU. 1126 Oskar Schlosser 5·42, OU. 1130 Leop. Baderle 4·06, OU. 5063 Jak. Beck 2·50, OU. 5086 J. M. Redisch 3·56, OU. 6789 Jüd. V.-V. —·85, OU. 6814 Emil Eisner 7·24, K. 3365 Filip Weigl 1·20 (Jüd. V.-V., Eintr. vorb.), zusammen 37·57 Kronen; OU. 6543 Leop. Fischl (Sam. u. Anna Günstling) —·24 Kronen; K. 7061 Max Stern 1·73, K. 7534 Ed. Kominik 1·51, OU. 5059 Oskar Busch —·22, OU. 6808 Jos. Spitz —·80 (Zion. Handelsakademiker Prag), zusammen 4·26 Kronen; OU. 6555 Red. Frz. Steiner (David Löbl, Karlsbad) 4·23 Kronen; OU. 191 Fr. Berta Karpeles 3·30, OU. 6794 Fr. Sofie Robitschek 10·25 (zur Eintr.: Frau Emilie Löwy 5·55 und Sr. Ehrw. H. Dr. Aladar Deutsch 8), zusammen 13·55 Kronen; OU. 189 Lese- und Redehalle jüd. Hochschüler (Sr. Ehrw. Rabb. Dr. Dav. Frankfurter) 1·35, K. 7548 Geschw. Metzker (Poale Zion, Prag) 2·44; OU. 6803 Walter Löwy —·63, OU. 6815 Volksvorschußkassa 1·32, OU. 7062 Oskar Bondy —·17, OU. 7064 Mizzi und Ad. Altschul 2·71, K. 35.755 Jüd. Internat 2·90, zusammen 7·73; K. 1874 Phil. Alf. Kraus 1·98, K. 7541 Frl. Wilma Bloch 3·44 (Dr. Mart. Buber), zusammen 5·42 Kronen. Gesamtsumme: 91·89 Kronen.

Nationalfonds-Sammelbogen.

Prag: 3929 Robert Ullmann (Zion. Handelsakademiker) 5·56 Kronen.

Oelbäume im Herzlwalde.

Brüx: Jüd. Volksverein „Zion" spendet auf den Namen des verst. Herrn JUDr. Hugo Rappaport im Brüxer Garten 1 Oelbaum: 7 Kronen.

Budweis: N.-F.-K. S. Kohn: Bruno Fürth auf N. s. verst. Schwester Hannchen Fürth 1 Oelb., Ignaz Stein auf N. s. sel. Mutter Regina Stein 1 Oelb., Jakob Adler auf N. s. Frau Josefine Adler anl. 50jähr. Geburtstag 1 Oelb., zusammen 3 Oelbäume: 21 Kronen.

Teplitz-Schönau: N.-F.-K. D. Bauch: Dr. Artur Scheuer auf N. Dr. Richard und Elisa Spitz sel. And. im Teplitzer Hain 1 Oelb.: 7 Kronen. Gesamtsumme: 35 Kronen.

Oppenheimers Siedlungsgenossenschaft.

Prag: Leopold Mahler 100 Kronen.

Von der Woche.

Vom Bibelabend.

Der Bibelabend des „Vereines jüd. Hochschüler Bar Kochba" wird am 18. Jänner 1911, um halb 9 Uhr abends, im „Hotel Zentral" stattfinden. Den ersten Teil des Programms bildet der Vortrag Felix Saltens über die Bedeutung der Bibel für uns; die zweite Abteilung enthält die Rezitationen aus der Bibel selbst durch den k. u. k. Hofschauspieler Konrad Löwe. Zum Schlusse wird gezeigt, wie stark — und vielleicht doch wie anders als in uns — die Bibel in einem modernen Nichtjuden lebendig ist. Konrad Löwe wird die Hauptstellen aus dem „Saul"-Fragment von Josef Kainz vermitteln, jenem Nachlaßstück des verstorbenen Künstlers, bei dessen Uraufführung im Burgtheater Löwe die Hauptrolle des Samuel kreiert hat. — Logenkarten zu 25 Kronen, Sitzplätze zu 10, 6 und 3 Kronen sind im Vereine (Benediktgasse 1) und in den nächsten Tagen auch in den Vorverkaufstellen (Andree, Wetzler, Witzek) erhältlich. Bis zum 3. Jänner bleibt den Subskribenten das Umtauschrecht gewahrt. Der Verein bittet seine Freunde höflichst, sich Karten bald zu besorgen, da sie zu reservieren schwer möglich sein dürfte.

Chanukafeier.

Am 28. d. M. konnte der Jüdische Frauenverein in Prag ein sehr nettes Fest veranstalten, dem die muntere Stimmung einer vielhundertköpfigen Kinderschar die Signatur gab. Die Veranstaltung wurde mit einer begeisternden Ansprache des Herrn Rabbiner Dr. A. Deutsch eröffnet, nachher wurde die Menorah entzündet. Dann kam eine schöne und herzlich aufgenommene Märchenvorlesung der Damen Roubitschek und Propper. Zum Schluß erhielt jedes der Kinder als kleines Erinnerungsgeschenk eine Schachtel mit Süßigkeiten. Die Kinder gingen mit leuchtenden Augen nach Hause. Der Festsaal des Rathauses, in dem die Feier stattfand, war unentgeltlich von der Repräsentanz zur Verfügung gestellt, der dafür besonderer Dank gebührt.

Verein „Chanuka" in Prag.

Sonntag fand im Festsaale des isr. Rathauses die Beteilgung an 115 arme israelitische Schüler und Schülerinnen der Volks-, Bürger- und Mittelschulen mit vollständigen Winteranzügen, Doppelwäsche, Beschuhung, Kopfbedeckung ꝛc. in Gegenwart des Vorstandes und Damenkomitees statt. Ueberdies hat dieser Verein am 2. Dezember aus der Kaiser-Franz-Josef-Regierungsjubiläumsstiftung die Stiftungsbeträge von je 40 Kronen an drei arme israelitische Staatsgewerbeschüler und zwei arme israelitische Handwerkerlehrlinge, sowie den Stiftungsbetrag von 80 Kronen an ein taubstummes armes israelitisches Mädchen verliehen.

Israelitischer Spitalbauverein.

In der vergangenen Woche spendeten: 10 Kronen Frau Marta Freund in Wysotschan; 5 Kronen Ungenannter; 32 Kronen Sammlung bei der Verlobung Eisner-Lieben; 12 Kronen Sammlungsergebnis des Sonntagskränzchens. — Spenden in der Meiselsynagoge: 50 Kronen Herr Karl Nußbaum; 5 Kronen Herr Julius Kroll. — An Kranzspenden: Für Herrn Erich Jerusalem 10 Kronen von JUDr. Hugo Weil. Für Herrn Direktor Angelo Neumann: 20 Kronen Herr und Frau Dr. Kramer, Bubentsch. Für Frau Camilla Straß: 10 Kronen Herr Richard Altmann, 20 Kronen Herr Dr. Robert Arnstein. Für Frl. Emilie Taussig: 5 Kronen Herr und Frau Samuel Klepetař. Für Herrn Emanuel Wehle: Je 20 Kronen die Herren Jos. Lowositz, Gustav Lowositz und Frau Luise Treuchlinger.

Verein „Afike Jehuda".

Herr Rabbiner Prof. Dr. Aladar Deutsch wird Donnerstag, den 5. Jänner 1911, um 8 Uhr abends, im Hotel Bristol einen Vortrag über den Kampf um die Emanzipation des Judentums halten.

Jüdischer Arbeiterverein „Poale Zion".

Die Einladungen zu dem am 21. Jänner 1911 im Grandrestaurant Heine stattfindenden Vortragsabend mit anschließendem Tanze werden in den nächsten Tagen versandt. Weitere Reklamationen sind an das Sekretariat, Prag, Benediktsgasse 1, zu richten.

Kaiser-Franz-Josef-Jubiläumstempel.

Nach dem heutigen Abendgottesdienst findet Bibelerklärung statt.

Zur gefälligen Beachtung!

In der nächsten Nummer beginnen wir mit dem spannenden Romane

„Der Chanukaleuchter"

aus der Feder unserer heimischen Schriftstellerin

Babette Fried.

anstalten bleiben vorderhand unbehelligt, für die Bedürfnisse dieses Kranken sorge ich selber."

Fast willenlos ließ sich Hedwig von ihrem Begleiter wegführen. Eine Frage, auf welche dieser zu warten schien, kam nicht über ihre Lippen.

„Ich bin Ihnen schon eine Erklärung über diesen rätselhaften Vorgang schuldig, Fräulein Hedwig. Der alte, kranke Mann, den Sie edelmütigerweise den Händen übermütiger Buben entrissen haben, ist mein Vater."

„So hörte ich."

„Sie sprechen so kalt zu mir, so fremd und haben mich noch vor kurzem Ihren Freund genannt. Sollte ich dieses Namens weniger würdig sein, weil ich der Sohn eines armen, verkommenen Juden bin?"

„Nicht deshalb, Herr Doktor, sondern weil Sie ihn so verkommen ließen und nichts zu seiner Rettung getan haben. Sie lebten in guten Verhältnissen, spielten sich als Volksbeglücker auf, indessen Ihr armer Vater zum Bettelstab greifen mußte."

„Wußte ich es? Und wenn ich es gewußt hätte, wie hätte ich es hindern können? Ich habe es oft versucht, mich meinen Eltern zu nähern, bin aber immer zurückgewiesen worden. Keinen Bissen Brot hätten sie von mir genommen, wenn es ihnen das Leben gerettet hätte. Den Tod meiner Mutter habe ich zufällig von einem Landsmann erfahren. Ich bin darauf in meine Heimat gereist, habe mich meinem Vater zu Füßen geworfen und um die Gnade gefleht, für ihn und meine Schwester sorgen zu dürfen, wurde aber schroff abgewiesen. Daß es so weit mit ihm gekommen ist, daß er zum Wander- und Bettelstabe greifen mußte, das wußte ich nicht, bei Gott im Himmel." — —

Die gute Pflege, die der alte Mann im Krankenhause genoß, trug wesentlich zu seiner Genesung bei, so daß

Korrespondenzen.

Herman-Městec. In wenigen Städten des böhmischen Flachlandes wurde wohl Chanuka so feierlich begangen wie hier. Am Sonntag, den 25. d. M., wies Herr Rabbiner Dr. J. Folkmann in einer begeisterten Predigt auf den drohenden Zerfall des Judentums zur Zeit der Makkabäer hin, auf den inneren Zwiespalt und auf den von außen einstürmenden Hellenismus, feierte die kleine Makkabäerschar und nachdem er die Parallele zwischen einst und jetzt gezogen hatte, mahnte er zur Rückkehr ins Judentum. — Tags darauf kamen die Kleinen zu Worte. Die stattliche Anzahl von 14 Kindern deklamierte Gedichte jüdischen Inhaltes, besonders Rosenfeld in böhmischer und deutscher Uebersetzung. Man mußte den Eindruck gewinnen, daß die oft recht langen Gedichte mit sehr viel Mühe und noch mehr Liebe gelernt worden sind. Niemand entzog sich der Wirkung der Gedichte, die von Karl Baß, Grete Scharpner und Berta Folkmann rezitiert wurden. Der erzieherische Wert für die Kinder und Zuhörer, sowie die Freude der Eltern lohnten die mühevollen Vorbereitungen, welche Herr Dr. Folkmann auf sich genommen hatte. Sehr schön sprach die neunjährige Irene Pokorny Rosenfelds „Lid hospodinův“; die Prosaerzählung gleich zu Beginn der Veranstaltung, „Geschichte der Makkabäerzeit“ (Franziska Brosau), kann als sinngemäßer Anfang bezeichnet werden. — Diese Art von Kinderveranstaltungen ist sehr zu begrüßen. Jedem der Kinder, unter denen sich auch Karl Scharpner, Karl und Ernst Löwit hervortaten, wird sich sein Gedicht für lange Zeit einprägen.

Pilsen. Rabbiner Dr. Ludwig Golinski sprach im Rahmen des vom „Bunde jüdischer Frauen und Mädchen in Pilsen“ veranstalteten Vortragszyklus über „Die Frau in der biblischen Zeit“. Es war eine sehr gut besuchte Veranstaltung und ein interessanter Vortrag, der dem großen Thema gerecht wurde. Aus den einzelnen Schilderungen der Frau im biblischen Judentum wurde versucht, ein einheitliches Bild zu schaffen. Vor allem betonte der Vortragende, daß die Frau im Judentum hoch gewertet werde, daß sie durchaus nicht mißachtet und zum Ding herabgewürdigt worden sei. Sie nahm an allen Vorkommnissen des nationalen und gesellschaftlichen Lebens tätigen Anteil und zahlreiche Frauen der Bibel spielen als Heldinnen, Heerführerinnen, Prophetinnen eine große Rolle. Der Vortrag fand warmen Beifall.

Teplitz. (Makkabäerfeier.) Der hiesige Volksverein „Zion“ veranstaltete am 26. Dezember in den Lindenhofsälen seine Makkabäerfeier. Der große Saal war gefüllt bis aufs letzte Plätzchen. Zur Festrede nahm Herr Robert Weltsch („Bar Kochba“, Prag) das Wort. Ausgehend von der Analogie zwischen der Makkabäerzeit und der ihr vorausgehenden hellenistischen Assimilationsepoche mit der großen jüdischen Bewegung unserer Tage und der modernen Assimilation, charakterisierte der Redner das Wesen der zionistischen Bewegung und ihre Entwicklung von den ersten Anfängen bis heute. Ist früher das Bekenntnis zur Idee als das Wichtigste erschienen, so ist es jetzt Hauptaufgabe des einzelnen, an das neue, werdende Judentum den Anschluß zu finden. Das Wort, der große Gedanke, der es vollbracht hatte, die Judenschaft unter der Losung des Bekenntnisses zum Judentum, zum jüdischen Volke, zu organisieren, muß in Tat umgesetzt werden. Die Zeit der Arbeit und des Schaffens ist angebrochen. Der reiche Beifall bewies die Zustimmung der Zuhörerschaft. Und dann kam Herzls „Das neue Ghetto“. Nur der wird den Wert dieses Stückes fühlen, der in sich die Glut des Wollens, die Entschiedenheit der Ueberzeugung, meinetwegen die tendenziöse Klarheit fühlt, die den großen Mann der Tat beseelt hat, als er „Das neue Ghetto“ schuf. ein Drama, das schlecht beurteilt ist, wenn es rein literarisch gewertet wird. Aber ein Stück von jenem warmen Feuer schlug auch aus dem Spiel der jungen Darsteller und ließ etwa vorhandene technische Mängel gar nicht hervortreten. Die Leistungen ragten über das übliche Dilettantenmaß hinaus, alle ergaben ein schönes und harmonisches Gesamtbild. Dazu trug vor allem die gute Regie des Herrn Stössel vom hiesigen Stadttheater bei; textsicher und gewandt benahmen sich alle Darsteller — die Damen Frankl, Bauch, Hirsch, Stettner, Lederer, Kornfeld, Rothenstein und die Herren Felix Seidemann, Franz Eckstein, Oskar Eckstein, Freund, Lehner, Klemperer, Gärtner, Paul Freund, Max Seidemann, Mautner, Aronheim und Müller. Alle boten Schönes und Anerkennenswertes. Das Publikum ging auch gerne mit und gab seiner herzlichen Freude lebhaften Ausdruck. Dann kam der Tanz.

Brünn. Die jüd.-akad. Verbindung „Veritas“ veranstaltet Sonntag, den 14. Jänner 1911 in den Sälen des Grand-Hotels einen Festkommers mit anschließendem Tanzkränzchen.

Haag. Hier wurde dieser Tage eine Ausstellung des Bezalel eröffnet. Den Veranstaltern wurde die hohe Ehre zuteil, daß Ihre Majestät die Königin die Eröffnung vornahm. In ihrer Gesellschaft befanden sich der Prinzgemahl und die Königinmutter.

Bücher- u. Zeitschriften-Rundschau.

Ha-ibri.

Vor uns liegen, in schöner Ausstattung, die beiden ersten Hefte einer neuen Wochenschrift, die den Titel „Ha-ibri“ führt.*) Das Entstehen einer neuen Zeitschrift in der hebräischen Literatur, in welcher die neuen Journale kommen und — verschwinden wie die Blumen auf dem Felde, wäre an sich nicht besonders erwähnenswert. Allein diesmal liegt der Fall doch ganz exzeptionell: es ist eine hebräische Zeitschrift, geschrieben von und hoffentlich auch für — Westjuden, und die Hochburg der Assimilation, das jüdische Berlin, mußte diesen neuen Gast in seine Mitte aufnehmen. Das ist ein bedeutungsvolles Symptom: das Judentum Westeuropas beginnt sich zu regen und verlangt seinen Platz in der Kulturbewegung der jüdischen Gemeinschaft. Es ist kaum abzusehen, welchen Einfluß es auf unsere Zukunft haben könnte, wenn diese Aussicht in Erfüllung ginge. Das russische Judentum, so verdienstvoll es gewirkt hat und wirkt, blieb in seinem Schaffen doch einseitig. Es fehlt ihm die freie Bewegung, die der Westjude denn doch hat, und die Folge ist eine Diskontinuität der Entwicklung. Dies gilt zunächst zeitlich — in den Jahren der Pogrome und der Revolution schien die hebräische Literatur in die Erde versunken — es gilt auch inhaltlich: den Weg der Mitte zu gehen, ist nicht Sache des russischen Juden, kann es nicht sein, solange sein Leben von einer Pein zur andern geschleudert wird. Alles dies zeigt aber, wie fruchtbringend es wäre, wenn die Westjuden eine aktive Rolle in der hebräischen Kultur spielen würden, die Art der russischen Juden harmonisch ergänzend. In der Tat verheißt die neue Zeitschrift das Beste; auch wenn man ihren konservativen Standpunkt nicht teilt und über manche altabergläubische Allüre (wie z. B. über

*) „Ha-ibri.“ Redaktion M. Berlin, Dr. E. Baneth und Dr. M. Hildesheimer. Berlin N. 24. (Jährl. 10 K.)

— 42 —

Josef bald Anstalten treffen konnte, ihn in seine eigene Wohnung überführen zu lassen. Doch mußte Josef zuvor das feierliche Versprechen ablegen, daß er zum Judentum zurücktreten und dann die Wohltäterin des Alten, die schöne Hedwig Müller, heiraten werde. Der alte, gute Mann nahm es über sich, das immer noch zürnende Mädchen mit der Handlungsweise seines Sohnes auszusöhnen, indem er alle Schuld auf sich selber nahm. Solange er in der Kremma lebte, hatte er den Sohn von sich gewiesen, und als er bei dem Wechsel der Herrschaft aus derselben vertrieben wurde, konnte er den Aufenthalt desselben nicht erfahren.

„Fräulein,“ sagte er einst zu Hedwig, „ich habe niemals die Hoffnung aufgegeben, daß mein Sohn noch einmal Tschuwe (Buße) tut und ein guter Jude wird. Wie die Kinder Israels in Mizrajim (Aegypten) waren, da sind sie nur darum der Geule (Erlösung) würdig geworden, weil sie in dem fremden Lande unter fremden Leuten ihre Namen nicht verändert haben. Das hat mich bei meinem Sohne getröstet. Er hat seinen Namen nicht geändert und hat bei der Kfiro (Taufe) keinen anderen angenommen. Josef war er gewesen und Josef ist er geblieben. Auch seinen Vaternamen hat er behalten. Aus Dan hat er auf Polnisch Dansky gemacht.“ — — — —

Dansky hatte inzwischen seine Verbindung in Krakau gelöst und nachdem er zum Judentum zurückgekehrt war, in Wien ein Institut für fremde Sprachen eröffnet, welches ihm seine Gattin Hedwig leiten half. Die Wirtschaft des jungen Ehepaares besorgte Danskys Schwester Rifka, die dieser aus der Heimat kommen ließ.

Cheskel Dan lebte vom neuem auf im Anblicke des Glückes seiner Kinder, Ein einziger Wunsch war ihm unerfüllt geblieben. Er hätte für sein Leben gern seine Rifka unter die Haube gebracht, bevor sie graue Haare bekam,

— 43 —

aber Rifka wollte vom Heiraten nichts hören; die so günstig veränderten Verhältnisse, in denen sie lebte, befriedigten sie vollständig, sie verlangte nach keiner Selbständigkeit. Das Behagen ihrer Lieben war ihr höchstes Ziel. Wenn sie von dem hochverehrten Bruder und dessen schöner, gütiger Frau darum gelobt wurde, daß ihr eine jüdische Nationalspeise, die sie so gut zuzubereiten verstand, gut geraten sei, so strahlten ihre dunklen Augen vor Freude, und sie wünschte sich kein größeres Glück.

Die jungen Ehegatten waren wohl ihrem Vaterlande treu geblieben und verfolgten und unterstützten aus allen Kräften jede Bewegung zu dessen Gunsten, aber niemals mehr stritten sie miteinander über Politik wie damals in Tabor, und sie liebten ihre Heimat, wenn auch darin das verpönte Deutsch gesprochen wurde.

die Einschiebung eines „lehawdil" zwischen den Namen eines Toten und eines Lebenden) lächeln muß, so freut man sich doch über das hohe Niveau der veröffentlichten Aufsätze und Literaturberichte. Es ist wenig bekannt, daß die hebräische Presse in Deutschland — und zwar in Königsberg — zu erscheinen begonnen hat. Nun kommt sie zu uns nach Westeuropa zurück. Ein herzlicher Willkommgruß soll sie empfangen. Möge sie ihr Teil dazu beitragen, aus den zerstreuten Gebeinen des Westjudentums einen lebendigen Organismus zu machen!

Vom jüdischen Witz.

Wir werden um die Veröffentlichung nachstehenden Aufrufes ersucht:

Wir sind im Begriffe, zwei Sammelbücher (hebräisch und jüdisch) der auserwählt besten jüdischen Witze herauszugeben. Binnen kurzem wollen wir mit der Drucklegung dieser Sammlungen beginnen, da wir bereits ein sehr großes Material gesammelt haben. Dessenungeachtet unterliegt es keinem Zweifel, daß wir noch keineswegs alle typischen jüdischen Witze verzeichnet haben, denen die Aufnahme in unsere Sammlungen gebührt. Demzufolge erlauben wir uns an alle diejenigen, die diesem Gebiete des volkstümlichen schöpferischen Geistes Interesse entgegenbringen, unsere angelegentlichste Bitte zu richten, uns bei diesem Werke behilflich zu sein und uns alle ihnen bekannten jüdischen Witze zu vermitteln.

Als Richtschnur möchten wir beifügen: 1. Wir brauchen keine Witze, die von einzelnen Personen willkürlich verfaßt sind; uns interessieren und wir sammeln nur solche Witze, die im Volke populär sind und einen spezifisch jüdischen Charakter tragen. 2. Wir sammeln sowohl Witze, die verschiedene Seiten des Alltagslebens berühren und betreffen, wie auch solche, die unter „Thoroh-Witze" verstanden werden, ferner auch Anekdoten, die im Namen illustrer Talmudisten, wie überhaupt berühmter jüdischer Männer traditionell von Mund zu Mund gehen. 3. Die Widergabe ist kurzgefaßt und klar erwünscht; jeglicher Wortüberfluß ist absolut zu vermeiden. 4. Die Notizen können hebräisch, jüdisch und deutsch gemacht werden. 5. Die Einsendung der aufgenommenen Witze bitten wir uns nicht später als gegen Ende März 1911 zugehen zu lassen.

Wir werden allen denjenigen, die Witze aufnehmen und uns übergeben werden, außerordentlich dankbar sein. Die Namen dieser Personen werden in der Einleitung unserer Sammelbücher zu Dank erwähnt werden.

Mit vorzüglicher Hochachtung:
J. Ch. Rawnitzky; Al. Drujonow.

Adressen: J. Ch. Rawnitzky, Odessa (Rußland), Molo-Arnautskaja Nr. 9. Oder: A. G. Drujonow, Wilna (Rußland), Soldatskaja Nr. 3/11.

Anm. der Redaktion der „Selbstwehr": Wir befördern gerne Einsendungen, die uns übermittelt werden.

Briefkasten der Redaktion.

Pro domo. Es kann uns nur freuen, daß in letzter Zeit öfter Artikel und Aufsätze unseres Blattes nachgedruckt werden. Bei der Reproduzierung literarischer Artikel muß aber unbedingt gefordert werden, daß der Nachdruck nicht ohne Quellenangabe erfolgt. So druckt „Die Volkswehr" (Czernowitz) in ihrer Nr. 155 das von Hugo Herrmann für die „Selbstwehr" übersetzte Feuilleton von Schalom Alechem „Die Stadt Kaßriliwke" ohne Quellenangabe ab. Hoffentlich genügt diese Andeutung.

Den treuen Abonnentinnen. Solange wir Ihre Namen nicht kennen, können wir Ihre Bitten nicht erfüllen. Ihre Anerkennung freut uns natürlich.

Familiennachrichten der Woche.

(Aufnahme in diese Rubrik kostenlos).

Verlobungen.

Frl. Olga Eisner, Melnik, mit Herrn Rudolf Lieben, Prag. — Frl. Rosa Freund, Budweis, mit Herrn Richard Kaufmann, Budweis. — Frl. Irma Stein, Prag, mit Herrn Ing. Eugen Lilienfeld. — Frl. Irma Pinsenstein, Prag, mit Herrn Eduard Schwarz, Prag. — Frl. Mizzi Stadler, Prag, mit Herrn Leo Adelberg, Wien. — Frl. Hedwig Pollak, Prag, mit Herrn Dr. Artur von Bronneck, Wien. — Frl. Paula Mann, Komotau, mit Herrn Leopold Stein, Brünn. — Frl. Anna Winter, Podiebrad, mit Herrn Josef Kuhn, Prag. — Frl. Kamilla Winter, Podiebrad, mit Herrn Max Beneš, Prag. — Frl. Hilde Taussig, Kladno, mit Herrn Hugo Guttmann, Prag. — Frl. Jetta Weidmann, Prag, mit Herrn Ernst Arnstein, Prag. — Frl. Karoline Janowsky, Klattau, mit Herrn Gustav Fried, Budweis. — Frl. Bertha Fink, Sepekau, mit Herrn Otto Fried, Stalec. — Frl. Ella Justitz, Tabor, mit Herrn Erwin Wottitz, Strakonitz. — Frl. Frieda Hübsch, Pilsen, mit Herrn Karl Bader, Karlsbad. — Frl. Mizzi Freund, Teplitz, mit Herrn Otto Sittig, Ckyn. — Frl. Tiny Bergmann, Groß-Chrastic, mit Herrn Emanuel Glück, Duschnik. — Frl. Betty Langschur, Ronsperg, mit Herrn Alfred Steiner, Tachau. — Frl. Rosa Grünstein, Hamburg, mit Herrn Richard Polatschek, Hamburg. — Frl. Martha Rosenzweig, Prag, mit Herrn Michael Grobauer, Prag. — Frl. Irma Hahn, Prag, mit Herrn Dr. Maxim. Wassermann, Meran. — Frl. Emma Heller, Prag, mit Herrn Emil Bergler, Prag. — Frl. Olga Wohrizek, Kuttenberg, mit Herrn Rudolf Lekner, Alt-Benatek. — Frl. Martha Stein, Prag, mit Herrn Ing. Heinrich Fuchs, Kralup. — Frl. Adele Eisler, Karolinenthal, mit Herrn Rudolf Hirsch, Dux. — Frl. Herma Graf, Karolinenthal, mit Herrn Alfred Faltin, Königgrätz. — Frl. Antschi Pick, Břistev, mit Herrn Max Pollak, Mcel. — Frl. Betty Teweles, Prag, mit Herrn Artur Haan, Teplitz. — Frl. Erna Kohn, Budweis, mit Herrn Richard Freund, Budweis. — Frl. Olga Wohrizek, Pardubitz, mit Herrn Emil Oesterreicher, Wien.

Vermählungen.

Frl. Grete Wodňansky, Prag, mit Herrn Ing. Adolf Finger, Villach. — Frl. Bertha Weiß, Prag, mit Herrn Ing. Julius Kerr, Brünn. — Frl. Hede Pollatschek, Prag, mit Herrn Ernst Freimuth, Prag. — Frl. Helene Kraus, Prag, mit Herrn Fritz Pollak, Berlin. — Frl. Lilly Teweles, Prag, mit Herrn Ing. Arnold Rosenfeld, Mallinets bei Brüssel. — Frl. Ida Singer, Přibram, mit Herrn Karl Wiener, Auscha. — Frl. A. Abeles, Teutschenrust, mit Herrn Siegfried Fleischmann, Prag. — Frl. Irma Kominik, Teplitz, mit Herrn Ing. Paul Deimel, Teplitz.

Silberne Hochzeiten.

Herr Albert Müller und Frau Helene, geb. Rosenthal, Prag. — Herr und Frau Julius Theiner, Wottitz.

Theater-Repertoire.

Král. české zemské divadlo v Praze.
Národní divadlo.

Freitag, den 30. Dezember: Shakespeare's Komödie »BENÁTSKÝ KUPEC«. Samstag, den 31. Dezember: nachm. Dvořák's Oper »ČERT A KÁČA«; abends Korngold's Ballett »SNĚHULÁK« und Delibe's Ballett »COPPELIA«. Sonntag, den 1. Jänner: nachmittags »KRÁLOVSKÁ VÝSOST«; abends »LOUISA«. Montag, den 2. Jänner: Korngold's Ballett »SNĚHULÁK« und Delibe's Ballett »COPPELIA«.

Městské divadlo Král. Vinohradů.

Freitag, den 30. Dezember: Bataill's Drama »SKANDAL«. Samstag, den 31. Dezember: nachm. Pantomine »DVOJÍ VÁNOCE« und Ballett »SVATBA LOUTEK, sowie Ballett-Divertissement »KRÁLOVNA KVĚTIN«; abends Weiß' Operette »SULTÁNOVA NEVĚSTA«. Sonntag, den 1. Jänner: nachm. Strauss' Operette »NETOPÝR«; abends Lehár's Operetts »VESELÁ VDOVA«. Montag, den 2. Jänner: Nedbal'e Operette »CUDNÁ BARBORA«. Dienstag, den 3. Jänner: Capu's Lustspiel »ANDĚL«,

Verantwortlicher Redakteur: D. W. Goldhaber. — Druck und Verlag von Richard Brandeis in Prag.